1,50 DM / Band 131
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Königin der Wölfe

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Königin der Wölfe

John Sinclair Nr. 131

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 06.01.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Königin der Wölfe

Wie ein gewaltiges Gebirge hob es sich vor der Front der Klinik ab. Ein Ungeheuer, aus der Hölle gekommen, dem Teufel verschworen.

Tokata, der Samurai des Satans!

Suko und Bill Conolly sahen ihn zur gleichen Zeit. Und sie sahen sein mörderisches Schwert, mit dem er zuschlug. Sie konnten nicht erkennen, was das Ziel der Klinge war, sie sahen nur das Sprühen von Funken und vernahmen das Knirschen und Kreischen von Blech.

Suko, der Bill überholt hatte, blieb plötzlich stehen. Er hatte ein besseres Sichtfeld.

»Verdammt, der schlägt einen Wagen in Trümmer!«

»Wieso?«

»Einen Rover!« Suko deutete nach vorn.

Im selben Augenblick sahen beide die Gestalt, die da aus dem Wagen hechtete und in einem Gebüsch verschwand.

»John!« rief Bill Conolly. »Verdammt, das ist doch John!«

Suko hob nur die Schultern. Er orientierte sich bereits auf den riesenhaften Samurai zu. Seine Beretta hielt er schußbereit in der rechten Hand.

Das Gelände führte ein wenig in die Höhe. Sie liefen auf einen künstlich angelegten Hügel zu. Überhaupt stand die Klinik in einem Park, in dem es nichts Natürliches mehr zu geben schien. Dafür wirkte das Ganze zu gepflegt, zu rein, zu klassisch.

»Sagen wir Bescheid?« fragte Suko.

Bill nickte. Er holte das Sprechfunkgerät aus der Tasche und hatte innerhalb weniger Sekunden Verbindung mit dem in der Nähe liegenden Revier.

»Hier Wildschwalbe. Ihr könnt!«

»Roger!«

Bill steckte das Gerät wieder weg. Was nun kam, war Sache der Polizei. Die Jungs hatten darin Routine. Doch Bill und Suko wollten Tokata, den Samurai des Satans, angreifen. Zu zweit konnten sie ihn vielleicht erledigen.

Beide besaßen Silberkugel-Pistolen.

Wenn sie Tokata von zwei Seiten unter Feuer nahmen, war es vielleicht zu schaffen.

»Packen wir's!« schrie Bill.

»Sicher!«

Die beiden Männer rannten direkt auf Tokata zu, der neben dem zerstörten Wagen stand.

Der Reporter feuerte.

Er schoß zu überhastet, und obwohl Tokata ein gutes Ziel bot, zupfte die Kugel nur an seiner Schulter. Sie tat ihm nichts. In Höhe der Brust wurde die mörderische Gestalt sowieso durch den dicken Lederpanzer geschützt. Sie mußten schon durch die Maske schießen, wenn sie etwas erreichen wollten.

Doch erstens kommt es anders – und zweitens als man denkt.

Plötzlich waren zwei andere da.

Bill und Suko hatten sie gar nicht gesehen. Erst als ihre Schatten links von ihnen erschienen und sie angesprochen wurden, blieben sie stehen.

»Vorsicht«, sagte Suko, »die haben nichts Gutes im Sinn!«

Wie recht er damit hatte, bewiesen die nächsten Sekunden, denn ohne Vorwarnung griffen die Kerle an. Sie schwangen ihre Schlagstöcke, um sie Bill und Suko auf den Schädel zu dreschen.

»Bleibt stehen!« schrie der Reporter.

Er hätte ebensogut gegen eine Wand sprechen können. Dafür zielte der erste Hieb gegen seinen Kopf.

Bill duckte sich.

Dann schoß er.

Er hatte auf das Bein gezielt, traf auch, aber ein Erfolg trat nicht ein.

Der Kerl knickte zwar zusammen, aber er ging weiter, und dabei lachte er noch rauh.

Bill war überrascht. »Verdammt!« keuchte er. »Das gibt es doch nicht…«

Eine Idee zu lange hatte er gezögert, und das rächte sich. Der Angeschossene streckte sich plötzlich, dann fuhr sein rechter Arm nach unten, und erst jetzt sah Bill den biegsamen Knüppel aus Glasfiber.

Der Reporter tauchte zur Seite.

Nicht schnell genug.

Seinen Kopf traf der Knüppel zwar nicht, dafür aber die rechte Schulter, und das tat höllisch weh. Bill Conolly zuckte zusammen, sein Gesicht verzerrte sich, er mußte zurück, und für die nächsten Augenblicke war Tokata vergessen.

Der Reporter mußte sich um sein eigenes Leben kümmern. Die Person setzte nach. Und sie schlug um sich wie ein Roboter. Bill wehrte zwar einige Schläge ab, aber irgendwann würde er die Hiebe nicht mehr abfangen können.

Da griff Bill Conolly zu einem Trick.

Er ließ sich fallen, landete hart auf dem Rücken, zog beide Beine an, und als sein Gegner das nächste Mal zuschlug und sich dabei vorbeugte, preßte ihm der Reporter die Füße gegen die Brust. Dann stemmte er sich ab und schleuderte den Kerl über seinen Kopf hinweg zu Boden.

Er hörte den dumpfen Aufprall und ein wildes Schnaufen. Bill kam sofort wieder auf die Beine und sah aus den Augenwinkeln, wie Suko mit dem zweiten kämpfte.

Beide Gegner rollten über den Boden. Es war ein hartes Ringen, und dabei sah es aus, als sollte Suko nicht der Sieger sein, denn der andere hatte mörderische Kräfte.

Im nächsten Augenblick mußte sich Bill wieder auf seinen Gegner konzentrieren, denn er stand schon wieder und attackierte.

Diesmal ging der Reporter voll in den Mann hinein. Dabei hatte er zu einem Karateschlag ausgeholt, den er nur in äußersten Notsituationen anwandte.

Und er traf.

Plötzlich wurden Bills Augen groß, denn was er zu sehen bekam, war unfaßbar.

Der Kopf des Mannes löste sich plötzlich vom Hals, kippte nach hinten und blieb an einem dünnen Draht hängen. Dabei schwang er auf und nieder wie ein Pendel.

»Nein!« flüsterte Bill. »Das… das … gibt's doch nicht. Das ist ein … Roboter!«

Conolly hatte recht. Er und Suko kämpften nicht gegen normale Menschen, sondern gegen künstliche – eben Roboter.

Bill dachte auch sofort weiter. Welches Geheimnis verbarg sich hinter den Mauern dieser Klinik? Wurden hier die Roboter gezüchtet oder hergestellt?

Es lag auf der Hand, aber Bill kam nicht dazu, sich weiterhin darüber Gedanken zu machen, denn der Robotmensch packte seinen Kopf und setzte ihn wieder auf den Hals, als wäre nichts geschehen.

Einfach so.

Bill wuchtete vor. Ehe sich der Kerl versah, hatte er ihm den Knüppel aus der Hand gerissen. Jetzt war der Robotmensch waffenlos und längst nicht mehr so gefährlich.

Neben sich vernahm Bill Conolly einen grunzenden Laut. Sukos Gegner hatte ihn ausgestoßen, als der Chinese ihn mit einem Hebelwurf über die Schulter schleuderte.

So allerdings war den Robotmenschen nicht beizukommen. Die konnten kämpfen bis zum Geht-nicht-mehr. Sie standen immer wieder auf, denn sie waren auf eine normale Art und Weise nicht auszuschalten.

Von Tokata sahen Bill und Suko nichts. Der Samurai des Satans war verschwunden.

Wohin?

Bill kam nicht dazu, sich weiterhin Gedanken darüber zu machen, denn plötzlich geschah etwas Schreckliches.

Es begann mit einer kleinen Detonation.

Ruckartig blieben die beiden Robotmenschen stehen. Und im nächsten Augenblick zerplatzten ihre Köpfe. Bläuliches Licht zuckte auf, Funken sprühten, bildeten eine helle Lichtbrücke, Drähte sprangen hervor, die gesamte Elektronik wurde ausgespien.

Dann war plötzlich nichts mehr.

Nur noch ein Torso, der langsam zu Boden kippte.

Mit Sukos Gegner war das gleiche geschehen. Sein Kopf existierte ebenfalls nicht mehr.

Bill wischte sich über die Stirn, als er den Chinesen anblickte.

»Verstehst du das?« fragte er.

»Kaum.«

»Wahrscheinlich eine Fernzündung«, vermutete der Reporter.
»Ja.«
»Und Tokata?«
Suko hob die Schultern. »Rückzug nennt man das wohl«, sagte er.
»Dazu zähle ich auch die Explosionen.«
»Fragt sich nur, wo John steckt.«
»Das möchte ich auch gern wissen.«
Innerhalb der Klinik war ebenfalls der Teufel los. Überall brannte jetzt Licht. Hinter den Fenstern sahen sie die Insassen aufgeregt hin- und herhuschen. Sie hörten die Schreie, es war ein regelrechtes Chaos entstanden.
»Das ist gesteuert worden«, sagte Bill. »Die drehen da durch. Los, wir müssen John suchen.«
Doch erst einmal warteten sie ab, denn plötzlich jaulten die Sirenen der heranrasenden Polizeiwagen. Blaulicht zuckte geisterhaft durch die Dunkelheit. Im nächsten Augenblick wimmelte es von Uniformierten. Ein Captain lief auf Bill Conolly zu.
»Sind Sie klargekommen?« fragte er.
»Bis jetzt ja. Nur in der Klinik scheint das reine Chaos zu herrschen. Da hat jeder die Orientierung verloren.«
Der Captain nickte. Dann teilte er seine Leute in drei Gruppen ein. Eine Gruppe deckte die Rückseite der Klinik, während die zwei anderen das Gebäude stürmten.
Bill und Suko schlossen sich den Polizisten an. Sie wollten nach ihrem Freund Ausschau halten.
Der Captain blieb noch an ihrer Seite. »Wir hatten schon einige Minuten zuvor einen Anruf bekommen«, erklärte er.
»Von wem?«
Der Captain stieß die Tür auf. »Von einer Frau. Sarah Goldwyn. Sie erzählte von einem Mordversuch in der Klinik und von dem Aufstand. Da wir aber nichts von Ihnen gehört hatten, nahmen wir an, daß es sich um eine Spinnerin handelte.«
»Das war genau falsch«, sagte Bill, dem plötzlich einiges klar wurde.
Sarah Goldwyn war auch hier. Auf eigene Faust hatte sie dieses Abenteuer unternommen und dabei von einem Mordversuch in der Klinik gesprochen.
Bill wurde plötzlich heiß und kalt zugleich.
Mordversuch an wem?
An John Sinclair vielleicht?
»Was ist? Sie sind auf einmal so blaß geworden«, sagte der Einsatzleiter.
»Ich will Ihnen ja nichts, Captain, aber vielleicht haben Sie da einen großen Fehler gemacht, indem Sie nicht auf den Anruf näher eingegangen sind.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wie ich es sagte. Wir hätten auf die Frau hören sollen, denn wir vermissen nach wie vor Oberinspektor Sinclair. Wahrscheinlich hat man ihn umbringen wollen, und das hat die Anruferin wohl mit dem Begriff Mordversuch gemeint.«

Der Captain schluckte. »Verdammt, das konnte ich nicht wissen.«

»Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf.«

»Wir werden diese verfluchte Klinik auf den Kopf stellen. Wir drehen das unterste nach oben, darauf können Sie sich verlassen.«

»Denken Sie lieber an Straßensperren.«

Der Captain grinste. »Ist schon erledigt, Mr. Conolly.« Im nächsten Augenblick verstummten beide, denn ein typisches Geräusch war an ihre Ohren gedrungen.

Rotorenflappern.

»Verflucht, ein Hubschrauber!« preßte der Captain hervor.

Er machte auf der Stelle kehrt und rannte aus der großen Eingangshalle wieder nach draußen.

Bill Conolly folgte ihm auf dem Fuß.

Beide sahen sie die schwere Maschine, wie sie vom Boden abhob und schon so hoch war wie das Dach der Klinik. Dann drehte sie ab, ohne Positionsleuchten gesetzt zu haben.

»Verdammt!« zischte der Captain. »Die kriegen wir noch.«

»Was haben Sie vor?« fragte Bill.

»Wir werden das Ding abschießen«, erklärte der Captain kalt und nickte dazu.

Bill wiegte zweifelnd den Kopf. Das gefiel ihm nicht.

Auch Suko hatte die Worte des Polizeioffiziers gehört. Und er war völlig dagegen. »Das würde ich an Ihrer Stelle nicht befehlen, Sir«, sagte er.

Der Captain fuhr herum. »Und warum nicht?«

»Weil wir noch keine Spur von John Sinclair haben.«

»Den finden wir schon. Meine Leute durchsuchen diesen Fuchsbau. Irgendwo wird Sinclair stecken.«

»Trotzdem, lassen Sie den Helikopter nur per Radar verfolgen«, forderte jetzt auch Bill.

Damit machte er den Polizisten noch saurer, als dieser ohnehin schon war, weil er seine Kompetenzen beschnitten sah. »Muß ich mir das eigentlich von Ihnen sagen lassen?« fauchte er den Reporter an.

»Nein, aber Sie können sich an Superintendent Powell wenden. Der wird Ihnen die richtige Antwort geben.«

Der Captain biß sich auf die Unterlippe und nickte. »All right, wir werden den Hubschrauber auf dem Schirm verfolgen. Aber wenn sie uns entwischen, Gentlemen, übernehme ich kein bißchen Verantwortung. Das ist Ihnen hoffentlich klar?«

»Und wie«, sagte Bill.
Der Captain verschwand.
»Mann, war das eine schwere Geburt«, stöhnte Suko.
Bill nickte. »Hoffentlich finden wir John. Es kann auch sein, daß er in einer der ausbruchsicheren Zellen steckt.«
»Du kannst sie ja mal fragen«, schlug Suko vor.
»Wen? Die Zelle?«
»Nein, eine Freundin von uns. Da kommt sie gerade. Mrs. Sarah Goldwyn…«

***

Ich spürte den harten, brennenden Einstich und zuckte zusammen.
Im ersten Moment noch wollte ich mich dagegen auflehnen, doch dann dachte ich wieder an die Maschinenpistole, die Lady X in ihren Händen hielt. Es hatte keinen Zweck.
Meine Chance war minimal.
Das Serum strömte in meinen Blutkreislauf. Ich rechnete damit, platzen zu müssen, auseinanderzugehen oder Visionen zu bekommen – nichts davon geschah.
Alles blieb normal.
Zu normal.
Mr. Mondo trat zurück. Die Augen hinter seinen runden Brillengläsern blitzten triumphierend. Der Mund stand halb offen, und das hohle Kichern zeigte deutlich seinen Triumph.
Ich sah aber nicht nur ihn, auch zwei andere Erzfeinde standen vor mir.
Da war Dr. Tod! Er, der die Mordliga gründen wollte und in Mondo ein neues Mitglied gefunden hatte, hatte es auch geschafft, mich in seine Gewalt zu bringen. Und dabei hatte alles so harmlos angefangen.
Angeblich hielt sich im Haus einer gewissen Sarah Goldwyn ein Werwolf versteckt. So lautete der Anruf, der mich am späten Abend von der Fernsehkiste wegholte. Ich fuhr hin und erwischte dort in der Tat einen Werwolf, den ich tötete.
Danach wurde ich von zwei Typen erwartet, die in der Wohnung gelauert hatten.
Es waren keine Menschen, sondern Roboter, die menschlich aussahen. Das merkte ich sehr schnell, nachdem es zu einer Auseinandersetzung gekommen war. Ich konnte die beiden nicht besiegen, sie besiegten mich und schleppten mich ab.
Gefesselt transportierten sie mich in einem Range Rover in die Klinik des Dr. Mondo. Hier lernte ich diesen menschlichen Satan kennen und seine teuflischen Methoden, aus Menschen Roboter zu machen. Was viele versucht hatten, das hatte er geschafft. Durch Schwarze Magie hatte er die Natur überlistet.

Doch er war auch ein großer Erfinder, nicht umsonst nannte er sich einen Monster-Macher. Er hatte ein Werwolf-Serum erfunden, das nach der Injektion aus einem normalen Menschen einen Werwolf machte.

Daß dies klappte, hatte ich gesehen. Und zwar im Haus der Lady Sarah Goldwyn.

Vier Robotmenschen schleppten mich vor ihren Boß. Dort erklärte mir Mondo alles haarklein und ausführlich. Er sagte mir auch, was er mit mir vorhatte. Ich sollte ebenfalls ein Monster werden, quasi als Ersatz für den Werwolf.

Damit ich mich nicht wehren konnte, wollten sie mich in eine Zwangsjacke stecken.

Dagegen hatte ich etwas.

Mit den nackten Fäusten nahm ich es gegen die vier Mordroboter auf. Es gelang mir, bis zum Wagen durchzubrechen und zu fliehen.

Doch vor der Klinik erwartete mich eine höllische Überraschung.

Tokata, der Samurai des Satans, war plötzlich da.

Mit seinem mörderischen Schwert zerstörte er den Wagen. Er hieb ihn buchstäblich in Stücke. Ich kam gerade noch raus, doch flüchten wollte ich nicht. Für mich gab es in diesen Augenblicken nur den Weg nach vorn. Ich drang wieder in die Klinik ein. Da ich Tokata gesehen hatte, war auch Dr. Tod nicht weit, das wußte ich aus Erfahrung, und es durfte ihm auf keinen Fall gelingen, Marvin Mondo auch noch zu seinem Komplizen zu machen.

Das wollte ich verhindern.

Ich drang bis zu Mondo vor.

Doch dann wurde ich reingelegt, durch einen Pfleger, der für Mondo arbeitete. Er trieb mich im wahrsten Sinne des Wortes vor die Mündung der Maschinenpistole, die Lady X hielt.

Sie wollte mich killen.

Auch Dr. Tod alias Solo Morasso, war dafür.

Bis Mondo eingriff und mit seiner Idee herauskam. Er überzeugte die anderen, aus mir einen Werwolf zu machen. Das war schlimmer als der Tod, fand er.

Und ich mußte ihm recht geben.

Wehren konnte ich mich nicht. Ich nahm die verdammte Spritze voll. Mondo hatte sie mir kurzerhand durch die Kleidung in den Arm gerammt.

Jetzt wartete ich auf die Wirkung. Noch tat sich nichts… Eine Minute verging.

Dann stellten sich die ersten Anzeichen ein. Ich spürte, wie mein Blut schneller durch die Adern floß. Als wäre es flüssiger geworden. Gleichzeitig rumorte es in meinem Kopf. Tausend kleine Hämmer schienen unter meiner Schädeldecke zu pochen. Ein gewaltiges

Brausen machte sich in meinem Gehirn breit, der Schweiß trat mir aus allen Poren, ich bekam nur schwer Luft.

»Es beginnt!« hörte ich Mondos Stimme.

Seltsam dumpf drang sie an meine Ohren, als würde er sich beim Sprechen ein Tuch vor den Mund halten.

Da wurde die Tür aufgestoßen.

Eine riesige Gestalt erschien.

Tokata.

Er mußte sich bücken, um den Raum betreten zu können, und er blieb auch in gebückter Haltung stehen, wobei er sich umschaute und sein Blick auf mir hängenblieb.

Ein drohendes Knurren drang aus seinem Maul. Hier lag ich wehrlos vor seinen Füßen, ich, dem er den Verlust seines linken Arms zu verdanken hatte.

Das war zuviel.

Er zog sein Schwert, wollte sich auf mich stürzen, doch bevor es zu einer Katastrophe kam, sprang Dr. Tod vor.

»Stop! Laß ihn!« gellte seine Stimme.

Die Klinge schwebte bereits über meinem Körper, als sie angehalten wurde.

Tokata trat zur Seite.

»Er wird zu einem Werwolf«, erklärte Dr. Tod, und das mußte dem Dämon reichen.

Ich überwand meinen Schrecken nur langsam. Für Sekunden hatte ich wirklich das Gefühl gehabt, jetzt sterben zu müssen, aber das ging vorbei. Dafür stand die Verwandlung erst am Beginn.

Es begann mit einem Zucken.

Ohne daß ich es wollte, schlug mein rechter Arm aus, die Hand knallte auf den Boden, und mein Mund öffnete sich. Ich wollte etwas sagen, doch nur ein Krächzen drang aus der Kehle.

War es wirklich ein Krächzen?

Nein, das hörte sich bereits nach einem gefährlichen Knurren an.

Wie bei einem Tier…

Ich schielte zur Seite. Dabei spürte ich, wie sich die Haut auf meinem Gesicht spannte. Der Kopf wurde plötzlich größer, und die Haut schien nicht mehr mitzuwachsen.

Dann sah ich meine Hand.

Und das Fell!

Wie ein dunkler Flaum bedeckte es bereits die Finger. Und es wanderte weiter. Hoch zu den Armen, wurde dabei dichter, so daß aus dem erst so dünnen Flaum eine regelrechte dunkle Matte wurde.

Gleichzeitig verspürte ich gräßliche Schmerzen. Sie schüttelten mich durch. Ich bog meinen Körper vom Boden ab, wollte um Hilfe schreien, doch aus meiner Kehle drang nur ein tierisches Grollen.

Ich schielte nach unten und sah, daß ich keinen Mund mehr hatte, sondern nur eine Schnauze.

Meine Haare wurden länger, sie wucherten mir über die Augen.

Dunkle Haare, Tierfell…

Plötzlich wurde mir die Kleidung zu eng. Sie riß auf. Knöpfe fielen ab, die Schuhe platzten am Oberleder auf, und aus meinen Händen waren Pranken geworden.

Ich hatte auch keine Füße mehr, nur noch Tatzen. Mein Gesicht war größer geworden, hatte sich in die Länge gezogen, wozu auch die Schnauze paßte.

Ein Werwolf war geboren.

Ich, Geisterjäger John Sinclair, hatte mich in diese reißende Bestie verwandelt!

***

Sie standen vor mir und lachten.

Ja, sie lachten aus vollstem Herzen. Es war ein triumphierendes, widerliches Lachen, denn sie wußten genau, daß sie allein die Sieger waren.

Und ich hatte verloren! War zu einer Bestie geworden.

»Na, wie fühlst du dich?« fragte Dr. Tod höhnisch.

Ich wollte etwas sagen, doch ich bekam keinen menschlichen Ton hervor. Nur ein Fauchen drang aus meiner Kehle, und ich merkte selbst den beißenden Raubtieratem, der an meinen Nüstern vorbeistrich.

Wie bei einem Tier.

Und nichts anderes war ich.

Ein wildes, mordgieriges Tier.

Eine Bestie!

Ich schüttelte meinen Schädel. Die langen Haare flogen mir um den Kopf und fielen auch über meine Augen.

Ich blies sie weg.

Lady X streckte die Hand aus. Die Maschinenpistole hatte sie Marvin Mondo gegeben.

»Komm her, Sinclair!«

Sie sprach mich an, ich vernahm jedes Wort, und ich gehorchte ihr. Mit noch etwas unsicheren Schritten ging ich auf die Frau zu, wobei ich Tokata passierte, der mich nur anstierte, ansonsten keine Regung zeigte und eine Pranke auf dem Griff seines Schwerts liegen hatte.

Vor Lady X blieb ich stehen.

»Willst du mir gehorchen?« fragte sie.

Ich nickte.

»Willst du alles für uns tun?«

Abermals das Nicken.

»Auch töten?«

Ich hörte dieses Wort. Und plötzlich regte sich etwas in meinem Innern. Irgendein Nerv, eine Stelle, die in meinem anderen Leben nicht vorhanden war.

T-ö-t-e-n Ja, ich wollte töten. Menschen, die mir über den Weg liefen, sie sollten meine Opfer werden.

Töten!

Ein Wort, das ich früher gehaßt hatte, war plötzlich zu einer neuen Existenzphilosophie geworden. Ich mußte die Opfer bekommen.

Koste es, was es wolle.

Ich würde keine Gnade kennen.

»Ich habe dich etwas gefragt!«

»Ja, ich werde auch töten!«

»Deine Freunde?«

Ich nickte heftig und riß dabei weit meine Schnauze auf. Dabei trat ich noch einen Schritt vor und sah mein schwaches Spiegelbild in einem der Glasschränke.

Grauenhaft sah ich aus.

Eine gewaltige Bestie, der die Kleidung in Fetzen vom Körper hing. Überall mit dunklem Fell bedeckt. Ich hatte das Maul aufgerissen und sah meine eigenen, gebogenen, langen Reißzähne, die mit denen eines Tigers konkurrieren konnten.

Ein schreckliches Bild.

Für mich jedoch faszinierend.

Der Werwolf John Sinclair war geboren, und ich stieß ein triumphierendes Heulen aus.

Plötzlich lief Mondo zur Tür. Er riß sie auf und lauschte. Dann hämmerte er die Tür wieder zu, drehte sich um, und als er uns anschaute, war sein Gesicht bleich!

»Wir müssen weg. Sie kommen!«

»Wer kommt?« fragte Dr. Tod.

»Polizei!«

Solo Morasso warf einen Blick auf Tokata. Der verstand und zog schon sein Schwert.

Mondo war dagegen. »Lieber nicht. Wenn wir uns jetzt in einem Kampf aufreiben, nützt das keinem.«

Das sah Dr. Tod ein.

»Haben wir noch genügend Zeit zur Flucht?« wollte Lady X wissen.

Mondo nickte. »Es gibt einen Geheimausgang.«

»Und dann?«

»Nehmen wir den Hubschrauber. Er steht nicht weit von hier auf einer Wiese.«

Pamela Scott, wie Lady X tatsächlich hieß, nickte zufrieden. »Sie haben an alles gedacht.«

»Klar.« Mondo drehte sich um. Seinen zweiten Helfer, der alles mit angesehen hatte, schickte er hinaus. Dann winkte er uns zu.

Lady X ging direkt hinter ihm. Mich nahm man in die Mitte. Tokata achtete in meinem Rücken darauf, daß ich nicht doch noch aus der Rolle fiel. Er traute mir nicht.

Meine Empfindungen zu beschreiben, war einfach. Ich wollte raus hier. Hineintauchen in die Nacht, wo der aufgehende, fast volle Mond am Himmel stand. Ich sehnte mich nach dem silbern schimmernden, fahlen Licht, wollte es trinken, mich darin baden, mich wohlfühlen, Kraft tanken und dann auf Suche nach einem Opfer gehen.

Ich, der Werwolf!

Aber die anderen wollten weg. Flüchten. Mit einem Hubschrauber. Das paßte mir gar nicht. Da war ich wieder eingesperrt. Nein, ich brauchte die Freiheit. Die Nacht, um zu jagen.

Opfer wollte ich haben.

Meine Zähne wollten zupacken, greifen…

Bei diesen Gedanken sträubte sich das Fell auf meinem Rücken.

Die einzelnen Haare stellten sich aufrecht, sogar ein Schauer rann über die Haut.

Ich schüttelte mich.

Vor einer Tür blieb Mondo stehen. Sie war kaum zu sehen, da man sie fast fugenlos in die Wand eingelassen hatte. Geöffnet werden konnte sie durch einen bestimmten Mechanismus.

Ein kleiner Hebel, ziemlich versteckt, löste durch einen Druck den Mechanismus aus.

Die Tür schwang zurück.

Vor uns befand sich ein muffig riechender Gang, so niedrig, daß ein normal gebauter Mensch mit dem Kopf an die Decke stieß. Tokata mußte fast auf allen vieren, bei ihm dreien, laufen.

Licht gab es nicht.

In der Dunkelheit mußten wir uns weitertasten.

Und da machte ich eine Entdeckung.

Ich konnte im Dunklen sehen. Zwar nicht so gut wie im Hellen, aber ich erkannte früh genug herumliegende Hindernisse, ohne dagegenzustoßen.

Erst als Lady X einen wilden Fluch ausstieß, holte Dr. Tod seine Taschenlampe hervor.

Jetzt ging es besser.

Der Gang führte geradeaus. Hin und wieder stützten Eichenpfähle die Decke ab, damit sie nicht einstürzte. Von oben fielen kalte Tropfen auf uns nieder.

Ich spürte nichts, mein Fell war dick genug.

Irgendwann fragte Dr. Tod. »Und das hier willst du alles aufgeben, Mondo?«

»Ja.«
»Vertraust du mir?«
»Du hast mehr Macht. Und mehr Stützpunkte. Du hast überall auf der Welt deine Helfer, ich war auf mich allein gestellt, mußte nach außen hin den untadeligen Arzt spielen und konnte meine eigentliche Arbeit nur des Nachts und im geheimen verrichten. Es ist schon besser, wenn ich mit dir gehe.«
»Und das Labor?«
»Wird vernichtet.«
»Wie?«
»Ich werde es sprengen!«
Jetzt lachte Morasso. »Das ist gut, sogar sehr gut. Ja, du hast an alles gedacht, du bist richtig. Wo befindet sich der Zünder?«
»Im Haus.«
»Verdammt, dann müssen wir noch mal zurück.«
»Nein, das besorgt jemand für mich.«
»Einer der Robotmenschen?« fragte Lady X.
»Genau.«
Jetzt waren alle zufrieden. Auch ich. Und seltsamerweise störte es mich nicht. Ich hatte alles mitbekommen, verstand trotz meines jetzigen Zustandes die Worte der Menschen, sie berührten mich nicht. Obwohl durch die Explosion unter Umständen zahlreiche Menschen sterben würden, spürte ich kein Mitleid.
So tief war ich gesunken.
Ich dachte nur noch an mich, und an das Überleben. Und damit ich überleben konnte, brauchte ich Blut.
Mußte Opfer haben.
Bei diesem Gedanken stieß ich ein drohendes Knurren aus. Die anderen hörten es, und sie lachten.
Sie waren mit mir zufrieden, glaubten mich in ihrem Bann. Darin befand ich mich auch, aber anders, als sie es sich vorgestellt hatten.
Ich wollte mein eigenes Leben als Monster führen und lauerte nur auf die Chance zur Flucht.
Wir erreichten das Ende des unterirdischen Ganges. Der Weg führte etwas in die Höhe und endete dicht unter einer Klappe, die Dr. Tod mit den Schultern hochdrückte.
Kühle Nachtluft strömte uns entgegen.
Ich hob witternd den Kopf, und dann weiteten sich meine gelben Raubtieraugen.
Ich sah einen hellen Mondlichtstreifen, der über das Gelände strich und in die jetzt offene Luke fiel.
Mir ging es plötzlich besser.
Das Mondlicht belebte mich, wie alle Kreaturen der Nacht. Es war der unheilige Spender, der meine Kräfte mobilisierte und mich

bereitmachte für die bösen Taten.

»Wo steht die Maschine?« zischte Solo Morasso.

»Weiter vorn«, lautete Mondos Antwort. Er streckte den Arm aus und deutete auf ein kleines Wäldchen, das sich wie ein Scherenschnitt vor der runden Mondscheibe abhob.

»Dahinter.«

Wir mußten laufen.

Ich befand mich wieder zwischen ihnen. Sie ließen mich keinen Moment aus den Augen, obwohl ich jetzt einer von ihnen war. Vor allen Dingen behielt mich der Samurai des Satans immer im Blickfeld.

Er wirkte nach wie vor ungeheuer gefährlich, und sogar ich als Bestie fürchtete mich vor ihm.

Wir erreichten den Wald.

Hinter uns, wo die Klinik lag, hörten wir Stimmen und das gedämpfte Brummen von Motoren. Scheinwerferstrahlen huschten geisterhaft durch das Gelände. Alles deutete auf einen immensen Polizeieinsatz hin.

Seltsamerweise verstand ich all die menschlichen Regungen und Taten, nur ich machte mir nichts mehr daraus, kümmerte mich nicht darum.

Es war mir egal.

Für mich zählte in erster Linie mein Trieb.

Dann sahen wir den Hubschrauber. Er stand gut getarnt am Waldrand. Mondo erreichte ihn als erster und öffnete auch die Türen an beiden Seiten.

Es war eine große Maschine, allerdings ohne Kennzeichen. Licht glühte im Innern auf.

Jeder hatte es eilig, die Maschine zu besteigen.

Und das war meine Chance.

Ich drehte meinen Schädel und warf einen Blick zurück auf den Samurai.

Er zeigte ebenfalls großes Interesse für den Helikopter, aber nicht für mich.

Blitzschnell schlug ich einen Haken. Dicht am Waldrand befand sich ein schmaler Gebüschgürtel, in den ich eintauchte, noch bevor die anderen reagierten.

Ich hörte hinter mir einen Fluch, dann einen wilden Schrei, und im nächsten Augenblick machte sich Tokata an die Verfolgung.

Doch ein harter Ruf stoppte ihn.

Mein Rechnung ging auf. Die Flucht der anderen war jetzt wichtiger. Ich jagte mit gewaltigen Sprüngen in den Wald hinein und blieb erst stehen, als der schwere Hubschrauber in den dunklen Nachthimmel stieg…

***

Bill Conolly wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er schaute Lady Sarah ziemlich verdattert entgegen und schüttelte fassungslos den Kopf.

»Was – was machen Sie denn hier?« fragte er.

Die Lady hob ihre Augenbrauen. »Junger Mann. Ihnen und auch den anderen Kollegen wollte ich nur beweisen, daß ein älterer Mensch schneller sein kann als ein jüngerer. Ich war vor Ihnen in der Klinik und habe mit dem Mann gesprochen, den Sie suchen. Mit Mr. Mondo.«

»Dann wissen Sie, wo er sich befindet?« fragte Bill.

»Selbstverständlich. Kommen Sie nur mit.«

»He, Moment!« rief der Captain, der plötzlich völlig durcheinander war. »Was ist das für eine Frau? Und was redet die über diesen Mr. Mondo?«

»Haben Sie hier auch was zu sagen?« Lady Sarah hob ein wenig ärgerlich die Augenbrauen.

»Zufällig leite ich den Einsatz!« schnarrte der Captain.

»Was Sie berechtigt, alle Formen der Höflichkeit zu umgehen, wie? Captain, seien Sie froh, daß ich kein Mann oder einige Jahre jünger bin. Ich hätte sie geohrfeigt.« Die letzten Worte stieß sie grollend wie eine russische Großfürstin in der Operette hervor.

»Sie nehmen sich sehr viel heraus.« Der Captain wandte sich an Bill und Suko. »Sie scheinen diese Dame zu kennen?«

»Ja.« Bill stellte sie vor. »Das ist Lady Sarah Goldwyn, verwitwet. Ihr verdanken wir es, daß wir überhaupt die Spur bis zu dieser Klinik gefunden haben.«

Mrs. Goldwyn nickte.

»Und das ist Captain Ronald S. Perry, der Einsatzleiter dieses Unternehmens.«

Die Lady nickte weiter.

»Alle Klarheiten beseitigt?« fragte Bill.

»Ja«, knirschte Perry. Ihm paßte es überhaupt nicht, daß noch ein Zivilist hinzugekommen war. Zudem noch eine Frau um die 70.

Unmöglich, so etwas.

Einer von Perrys Mitarbeitern trabte heran. »Wir haben die Klinik umstellt«, meldete er.

»Gut.«

»Und der Hubschrauber?« fragte Suko.

»Befindet sich bereits auf den Radarschirmen der nächstgelegenen Überwachungsstation. Er fliegt in Richtung Norden. Sie lassen ihn nicht aus den Augen.«

»Hoffentlich.«

Die Besetzung der Klinik lief an. Und dabei geschah wohl etwas Einmaliges in der englischen Kriminalgeschichte. Eine ältere Lady lief an der Spitze der Polizeigewaltigen.

Forsch hatte sich Mrs. Goldwyn ihren Regenschirm über den Arm gehängt. Der Kopf war stolz erhoben, die Blicke schienen Flammen zu werfen, als sie auf den Lift zuschritt.

Suko, Bill, der Captain und natürlich Lady Sarah paßten soeben in die Kabine.

»Wo geht es hin?« fragte Bill.

»In den Keller.«

Der Captain räusperte sich und fischte sein Sprechfunkgerät aus der Tasche, um zu hören, wo sich seine Leute befanden.

Was man ihm mitteilte, klang ziemlich beruhigend. Die Pfleger machten keine Schwierigkeiten. Sie arbeiteten gut mit der Polizei zusammen und standen den Beamten mit Rat und Tat zur Seite.

Als der Lift stoppte, zogen Bill und Suko ihre Waffen. Die beiden Männer verließen den Lift auch als erste.

»Rechts«, sagte die Lady, »da ist sein Büro.«

Sie gingen hin.

Und sie fanden sich in dem Raum wieder, in dem Lady Sarah mit Marvin Mondo gesprochen hatte.

Er war leer.

Mrs. Goldwyn deutete auf einen Schrank, dessen Tür offenstand.

»Und dort hat er sein Serum versteckt.«

Sie schauten nach.

In der Tat lagen dort zahlreiche Ampullen.

»Die werden wir als Beweis sicherstellen«, sagte der Captain und holte zwei seiner Leute herbei.

Suko und Bill schauten sich um. Beide hatten sie wohl den gleichen Gedanken. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies alles sein soll«, meinte der Reporter. »Dieser Mondo muß doch noch was anderes gehabt haben. Eine Werkstatt, ein Labor, was weiß ich.«

»Die kenne ich nicht«, erwiderte Lady Sarah.

»Sind wir hier überhaupt im Keller?« fragte Perry.

»Nein, es geht noch tiefer«, sagte die Lady.

»Woher wissen Sie das?«

»Das habe ich auf der Anzeigetafel gesehen.«

»Aber nicht in dem Lift.«

»Nein, in einem anderen. Mit dem bin ich gefahren.«

Der Captain schlug sich gegen die Stirn. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Haben Sie danach gefragt?«

»Kommen Sie.«

Suko und Bill mußten grinsen. Bill blieb an Lady Sarahs Seite.

»Sagen Sie, Mrs. Goldwyn, Mr. Sinclair haben Sie nicht zufällig gesehen?«

»Wann?«

»In den letzten Minuten.«

»Nein, da nicht.«

Bill hob die Schultern. Da lief auch alles verkehrt. Nicht nur John Sinclair war verschwunden, sondern auch Tokata, der Samurai des Satans. Wie er zu diesem Flucht-Helicopter gelangt war, das hätte Bill nur zu gern gewußt.

Und wenn er die Gewißheit gehabt hätte, daß sich John nicht an Bord des Hubschraubers befand, dann hätte er alles Menschenmögliche versucht, damit man die Maschine vom Himmel holte.

So aber mußte er zögern.

Vor dem richtigen Lift blieben sie stehen.

»Sie sind sich völlig sicher?« fragte Perry.

Statt dessen öffnete die Lady selbst die Tür und wies auf die Skalenreihe.

Da war der Captain still.

Es ging tatsächlich noch tiefer in einen zweiten Keller. Sekunden später hatten sie den Ort erreicht, wo ich meine Schlachten geschlagen hatte.

Abrupt blieb der Captain stehen, als er die beiden Toten sah.

Einer lag zwischen dem verbeulten und abgerissenen Kotflügelteil eines Wagens.

»Verdammt«, flüsterte Perry. »Die… die sind explodiert.«

Bill nickte.

Lady Sarah schaute zur Seite. Sie hatte so etwas schon gelesen und auch oft im Kino gesehen, aber hier übertraf die Wirklichkeit doch die schlimmsten Vorstellungen. Allerdings sah man kein Blut, nur zahlreiche Drähte und Spulen.

»Wie kann so etwas geschehen?« fragte der Captain.

»Durch Fernzündung«, murmelte Suko. »Das waren doch keine normalen Menschen.«

»Das ist dann ja der reinste Horror«, flüsterte Perry.

Bill nickte. »Sie sagen es.«

Die Männer gingen weiter. Es gab mehrere Türen, die sie auch alle öffneten.

Sie schauten in die dahinter liegenden Räume. Die meisten waren für sie kahle Zellen, nur ein Raum, der am Ende des Ganges lag und zusätzlich noch offenstand, gab ein Geheimnis preis.

Staunend blieb die kleine Gruppe auf der Schwelle stehen und schaute in den Raum.

»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte Bill.

»Das ist seine wirkliche Arbeitsstätte«, sagte Suko und deutete auf die zahlreichen Laboreinrichtungen.

»Hier hat er seine grausigen Taten in Ruhe austüfteln können.«

»Gehen Sie weiter!« drängte der Captain. »Vielleicht finden wir hier Spuren!«

Sie betraten den Raum.

»Da liegt jemand!« Lady Sarah hatte den Ruf ausgestoßen.

Sie hatte recht. In verkrümmter Haltung lag dort ein Mann am Boden. Er trug die weiße Kleidung eines Pflegers. Als die Männer näher kamen, sahen sie, daß er atmete.

»Ein Mensch«, murmelte Bill, »und nur bewußtlos.« Der letzte Satz drang ihm leicht über die Lippen. Der Reporter war froh, keinen Toten vorgefunden zu haben.

Er wollte den Mann schon wieder aus dem Reich der Träume zurückholen, als Sukos Ruf ihn aufhielt.

Bill schnellte hoch und drehte sich um.

Suko hielt etwas in der Hand.

»Nein!« stöhnte Bill. Dann wurde er leichenblaß, denn Suko hielt das Kreuz umklammert.

»Johns Kruzifix«, flüsterte der Reporter. »Das ist doch nicht möglich. Das…«

»Sie müssen es ihm abgenommen haben.«

»Aber nicht freiwillig«, knirschte Bill.

»Bestimmt nicht.«

»O verdammt.« Bill schlug mit der geballten Faust auf seine freie Handfläche.

Der Chinese steckte das Kreuz ein.

Captain Perry schüttelte den Kopf. »Also ich verstehe das nicht. Was machen Sie eigentlich für einen Wirbel um das Kreuz? Ist es etwas Besonderes.«

»Ja.«

»Und was?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht erklären«, erwiderte der Reporter.

Suko hatte auch den Geheimgang entdeckt, dessen Tür nicht geschlossen war. »Da sind sie durch.«

»Und dann mit dem Hubschrauber weg«, zischte der Captain.

»Noch nie bin ich so geleimt worden.«

»Und haben alles zurückgelassen«, murmelte Bill. »Seltsam, sehr seltsam. Jeder Verbrecher nimmt etwas mit, wenn er flieht. Aber dieser Mondo nicht. Warum?«

»Keine Zeit mehr gehabt«, vermutete der Captain. Er machte eine weit ausholende Armbewegung. »Auf jeden Fall werden wir diesen Keller gründlich untersuchen. Uns entgeht nichts. Gar nichts. Darauf können sich die anderen verlassen.« Er nickte zu seinen eigenen Worten.

Da rührte sich der Bewußtlose. Alle hörten sie zur gleichen Zeit das Stöhnen und drehten sich um.

Der Pfleger setzte sich auf. Noch hielt er die Augen geschlossen und fühlte mit einer Hand nach seinem Kopf. Als er dann etwas klarer sah, war er von den Männern umzingelt. Nur Lady Sarah hielt sich abseits.

Der Mann erschrak. »Wer… wer sind Sie?« fragte er und verzog schmerzerfüllt das Gesicht.

»Polizei!« schnarrte der Captain.

»Was?«

Perry lachte. »Glauben Sie uns nicht? Haben Sie Ihren Meister für unschlagbar gehalten?«

»Wieso?«

»Jetzt spielen Sie hier keinen vor und erzählen uns genau, was geschehen ist. Verstanden?«

»Wo ist Mondo?« fragte der Pfleger.

»Er ist mit dem Hubschrauber auf und davon, doch unsere Leute sitzen ihm im Nacken. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann wir ihn haben.«

»Ja, ja.«

Perry grinste. »Ich sehe schon, Meister, wir verstehen uns. Jetzt sagen Sie uns Ihren Namen.«

»Ich heiße Mike Arens.«

»Okay, Mike, ich bin Captain Perry. Wir können gut miteinander auskommen, aber auch schlecht. Wie hätten Sie es gern?«

»Gut.«

»Fantastisch. Dann brauchen Sie uns nur zu sagen, was hier alles so gelaufen ist.«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich dachte, wir wollten gut miteinander auskommen.«

»Was Mondo genau gemacht hat…«

»Will ich vorerst nicht wissen, sondern erst einmal: Wer hat Sie niedergeschlagen?«

»Ein Fremder.«

»Wie sah er aus?«

»Ziemlich groß. Hatte blonde Haare und kam hier reingestürmt wie der Teufel persönlich. Mein Kumpel und ich wollten ihn zurückhalten, doch er war verdammt flink. Ich fing mir einen Schlag ein, der mich mattsetzte. Ab dann weiß ich nichts mehr.«

»Also groß und blond war der Mann?« hakte der Captain nach.

»Wie ich Ihnen sagte.«

»Das war John Sinclair!« rief Bill Conolly.

»Vorgestellt hat er sich mir nicht.«

»Was könnte mit ihm geschehen sein?« wollte Captain Perry wissen.

»Keine Ahnung.«

»Hat ihn Mondo vielleicht umgebracht?« herrschte Bill Conolly den Pfleger an.

»Wie soll ich das wissen?«
»Oder haben sie ihn mitgenommen?« fragte Perry.
Mike Arens schaute von einem zum andern. »Kann ich euch nicht sagen. Ich weiß wirklich nichts. Die sind doch weg.«
»Und haben nichts mitgenommen«, sagte Bill.
»Ja, das stimmt.« Der Pfleger überlegte. Dann sagte er plötzlich:
»Verdammt.«
»Was ist?« zischte der Captain.
»Die… die sind einfach so verschwunden?«
»Das sagte ich.«
»Dann tritt der Alarmplan eins in Kraft.«
»Was heißt das?«
»Daß die ganze Klinik im nächsten Augenblick in die Luft fliegen kann!«

***

Jeder bekam einen Schock. Auch die Frau. Sekundenlang waren sie fassungslos.
Mit einem Schritt war Bill Conolly neben dem Mann. »Stimmt das?«
»Ja.« Die Antwort war ein Hauch.
»Und wie? Fernzündung?«
»Nein«, erwiderte Mike Arens. »Das ist was anderes. Haben Sie meinen Kumpel nicht gesehen?«
»Nein.«
»Es ist Willy Denver. Er ist derjenige, der die Explosion auslösen wird. Mondo hat sich da ein teuflisches System ausgedacht. In seinem Kopf befindet sich ein kleiner Sender, den Mondo aktivieren kann. Wenn er das macht, wird sich Denver plötzlich wieder an seinen Auftrag erinnern und ihn ausführen. Denn als Außenstehender weiß nur er, wo man die Bombe zünden kann.«
Der Captain schluckte. »Und das ist wahr, was Sie uns da erzählt haben?«
»Ja.«
»Wir müssen Denver finden«, sagte Suko. Er stand schon an der Tür. »Wie sieht er aus?«
Arens sagte nichts, er zitterte nur.
»Wie er aussieht, wollen wir wissen!« schrie der Captain den Pfleger an.
»Ja, ja. Er ist so groß wie ich, hat dunkle Haare, ist leicht korpulent und kann hart zupacken.«
»Wo könnte er sein?«
»Vielleicht draußen, vielleicht in den Gängen.«
»Okay.« Der Captain holte sein Walkie-talkie hervor und gab die Beschreibung durch. »Sobald einer von Ihnen diesen Mann sieht, soll

er sich sofort mit mir in Verbindung setzen und um Himmels willen nichts unternehmen. Ist das klar?«

»Verstanden.«

»Und wir suchen ebenfalls«, sagte der Captain.

Dagegen hatte keiner etwas.

Die Männer liefen aus dem Raum. Weder Suko noch Bill Conolly achteten auf Lady Sarah. Sie war in diesem Moment vergessen und blieb allein zurück, da Mike Arens auch mitgenommen wurde.

Die Lady schaute sich um. Sie hob die dünnen Augenbrauen und krauste die Stirn. Ihre Gedanken begannen zu kreisen.

Sie hatte in ihrem langen Leben nicht nur Horror-Romane gelesen, sondern auch Krimis. Angefangen hatte sie mit den Fällen des berühmten Sherlock Holmes, und der hatte ja bekanntlich nicht seine Fäuste fliegen lassen und auf Action gemacht, sondern vor allem seine Logik und Kombinationsgabe ins Spiel gebracht.

Das wollte Lady Sarah Goldwyn auch.

Die Sache sah folgendermaßen aus: Da war jemand verschwunden, der auf Befehl hin eine Zeitbombe zünden konnte.

Wenn das Haus durchsucht wurde und ihn man nicht zu früh finden sollte, dann mußte er sich verstecken. Ob bewußt oder unbewußt, spielte keine Rolle, sie als Außenstehende wußte ja nicht, welche Befehle er noch bekam.

Wie und wo fand sich in diesem Riesengebäude ein einigermaßen sicheres Versteck?

In den Kellern natürlich, denn auf der oberen Etage lief der normale Krankenhausalltag über die Bühne. Dort konnte man zu leicht auffallen.

Blieben nur die Keller.

Und die waren verdammt geräumig. Zudem verwinkelt und ziemlich groß. Das hatte die alte Dame bereits feststellen können.

Leider kannte sie nicht alle Räume, doch sie wollte sich rege an der Suche beteiligen. Dieses Abenteuer war ihr auf den Leib geschnitten.

Und noch einen Vorteil hatte sie. Lady Sarah wußte, wie der Mann aussah.

Sollte er ihr über den Weg laufen, dann würde sie ihn auch erkennen. Bevor Lady Sarah den Raum verließ, schaute sie erst in den Geheimgang hinein.

Er war leer, soweit sie erkennen konnte.

Die alte Dame zog sich zurück.

Sie verließ diese Stätte des Schreckens und blieb auf dem Gang für einen Moment stehen.

Wo konnte er sich hingewendet haben?

Vielleicht in Mondos Büro? Das war ziemlich unauffällig. Und wenn er auffiel, konnte er mit einer Ausrede immer schnell zur Hand sein.

Innerhalb des Kellergebäudes war es jetzt unruhig geworden.
Stimmen schallten aufgeregt hin und her, laute Rufe, die Polizisten durchsuchten das Gebäude jetzt systematisch. Damit machten sie den Verbrecher kopfscheu.
Das konnte unter Umständen gut sein.
Die alte Dame wandte sich nach rechts. Sie wollte zu den Fahrstühlen, um sich in den oberen Stockwerken umzuschauen.
Vor dem Lift blieb sie stehen und merkte erst jetzt, daß er unterwegs war.
Doch er kam.
Durch den Spalt in der Tür sah sie, wie sich das Seil bewegte.
Dann erschien die Kabine, ein heller Käfig.
Stopp.
Die Tür schwang auf.
Ein Pfleger verließ den Lift.
Obwohl Lady Sarah ihn noch nie zuvor gesehen hatte, erkannte sie ihn sofort.
Es war der Mann, den alle suchten!

***

Einen langen Atemzug schauten sie sich an. Keiner sprach ein Wort.
Die alte Dame war zu sehr geschockt.
Dann ergriff der Pfleger das Wort. »Lassen Sie mich vorbei!« herrschte er Lady Sarah an.
»Ja, ja, bitte…«
Sie ging zur Seite, doch sie hatte einen langen Blick in das Gesicht des Mannes werfen können. Der Ausdruck in seinen Augen gefiel ihr gar nicht. Da sprach der blanke Fanatismus heraus, das war gefährlich, und Mrs. Goldwyn ahnte, was der Typ vorhatte.
Er würde die Bombe zünden!
Mrs. Goldwyn betrat nicht den Lift, sondern schaute Willy Denver nach, wie er den Gang hinunterschritt und in dem großen Laborraum verschwand.
Für die alte Dame gab es keinen Zweifel mehr. Dort war der Zünder der Bombe versteckt.
Und sie befand sich mutterseelenallein auf weiter Flur. Keine Hilfe hatte sie zu erwarten.
Dafür einen Gegner.
Einen Wahnsinnigen, dem es egal war, ob Hunderte von Menschen starben. Das war zuviel. Die Lady wurde bleich und sackte gegen die Wand, wo sie sich gegenlehnte und erst einmal tief durchatmete, bevor sie sich zu weiteren Aktionen entschloß.
»Lieber Gott, laß mich jetzt nicht übermütig werden und nur genau das Richtige tun«, murmelte sie. Sie vertraute auf das knappe Gebet,

als sie langsam weiterging.

Genau dorthin, wo auch dieser Denver verschwunden war.

Die Lady ging auf Zehenspitzen. Ihren Regenschirm hielt sie fest umklammert. Die Krücke hatte ihr schon manch guten Dienst erwiesen, sie würde es auch jetzt tun, so hoffte sie.

Zum Glück hatte sich Denver nicht mehr umgedreht, bevor er in dem großen Laborraum verschwand. Er war sich seiner Sache sicher.

An der Tür blieb die alte Dame stehen und peilte in den Raum hinein, in dem sie vor wenigen Minuten noch mit den anderen gestanden hatte.

Sie sah Denver nicht, sie hörte ihn nur.

Er stöhnte und keuchte. Wie ein Mensch, der schwer arbeiten mußte und seine Aufgabe kaum bewältigte.

Sehen konnte sie ihn leider nicht, deshalb ging sie einen Schritt vor, um den Blickwinkel zu verbessern.

Jetzt entdeckte sie ihn.

Er kniete auf dem Boden, und sie sah seinen gebeugten Rücken.

Denver hatte eine mannshohe Konsole zur Seite geschoben.

Allerdings noch nicht weit genug, denn das Ding war ungeheuer schwer. Er mußte noch zerren und ziehen.

Mrs. Goldwyn schlich auf Zehenspitzen heran. Willy Denver war so in seine Arbeit vertieft, daß er die Frau nicht hörte. Sein keuchender Atem übertönte sowieso jedes andere Geräusch.

Noch drei Schritte.

Jetzt spürte auch die alte Dame etwas von der Spannung, die sie gepackt hielt. Ihr Herz schlug schneller. Jeder einzelne Schlag trommelte gegen ihre Rippen.

Nur noch zwei Schritte.

Sie blieb stehen und hob den rechten Arm. Die Finger umklammerten dabei den Regenschirm, der mittlerweile zu einem Markenzeichen geworden war.

Und da richtete sich Denver auf.

Vielleicht war es nur sein Instinkt gewesen, der ihn so hatte reagieren lassen, oder reiner Zufall. Auf jeden Fall bemerkte er aus den Augenwinkeln, daß jemand hinter ihm stand, und er flirrte herum.

Die Lady konnte den Schlag nicht mehr stoppen. Sie wollte es auch nicht, und der Knauf wuchtete gegen die rechte Stirnseite des Pflegers.

Es war ein harter Schlag. Kurz und trocken angesetzt. Aber nicht so hart, daß er den Kerl hätte in die Knie zwingen können. Die Haut an seiner Stirn platzte auf, Blut sickerte aus der Wunde, seine Augen weiteten sich, und dann wurde aus seinem Gesicht eine wilde Grimasse, bevor er es mit beiden Armen schützte und den zweiten Hieb abfing.

Lady Sarah erschrak.

Damit hatte sie nun gar nicht gerechnet. Sie war der Meinung gewesen, mit einem Schlag alles klarmachen zu können, doch der Kerl war verdammt hart im Nehmen.

Beim dritten Schlag, tauchte er zur Seite weg, und der Knauf hämmerte gegen die Konsole.

Blitzschnell griff Denver zu. Seine Finger umklammerten den Schirm im unteren Drittel, und mit einem harten Ruck riß er ihn der alten Dame aus der Hand.

Wütend schleuderte er ihn zu Boden.

Mrs. Goldwyn wich zurück. Blutleer erschien ihr Gesicht. Sämtliche Farbe war daraus gewichen, sie zitterte, denn sie erkannte, daß dieser Mann vor ihr Schreckliches im Sinn hatte.

Er wollte sie umbringen.

Seine Hand verschwand in der Tasche und holte ein Messer hervor. Mit einer glatten, routinierten Bewegung klappte er die Klinge auf. Dabei grinste er böse.

»Was… was wollen Sie tun?« flüsterte die alte Dame.

»Hier kommst du nicht mehr lebend raus, Oma!« versprach der Pfleger und glitt vor.

Lady Sarah hob abwehrend die Hände, als plötzlich die Klinge dicht vor ihrem Gesicht auftauchte. Nur um Haaresbreite verfehlte sie die Hände.

Denver lachte.

Ein weiterer Stoß, bewußt vorbeigezielt, trieb Lady Sarah noch mehr zurück.

Und dabei fiel sie hin. Sie stolperte in ihrer Angst über die eigenen Beine, konnte sich jedoch zum Glück noch abstützen, so daß der Fall nicht so schwer war.

Aber sie lag am Boden.

Genau richtig für den Killer.

Ein langer Schritt brachte ihn neben die Frau. Sein Gesicht wurde zur Fratze, in den Augen leuchtete der Wille zum Mord.

Er gab seinem Opfer keine Chance, hob den rechten Arm, wobei die Klinge von einem Lichtstrahl getroffen wurde und aufblitzte.

Genau da fiel der Schuß.

Plötzlich blieb der Arm mitten in der Bewegung stehen. Das Gesicht des Pflegers verzerrte sich, Blut rann aus dem Einschuß in der Schulter und tränkte den weißen Stoff des Kittels. Ein schmerzerfülltes Stöhnen drang aus seinem Mund, langsam taumelte er rückwärts, ließ das Messer fallen, blieb stehen und starrte auf das Türrechteck, wo ein Mann erschienen war.

Bill Conolly!

In der rechten Hand hielt er seine Beretta, und die Waffe zitterte um keinen Deut.

Bill lächelte kalt, als er langsam vorging. »Ist Ihnen was passiert?« fragte er die alte Dame, die fassungslos über ihre plötzliche Rettung und nach Atem ringend am Boden hockte.

Sie schüttelte den Kopf.

Bill war beruhigt.

Denver aber hatte den Schrecken überwunden. Trotz seiner Verletzung warf er sich herum und rannte auf die weggeschobene Konsole an der Wand zu.

Bill reagierte erst, als Mrs. Goldwyn schrie: »Vorsicht, da befindet sich der Zünder!«

Da war der Reporter nicht mehr zu halten.

Plötzlich streckte sich seine Gestalt, sie schien direkt zu wachsen, und trotzdem wäre er fast zu spät gekommen. Im letzten Augenblick schleuderte er seine Beretta.

Bill war darin ebenso zielsicher wie im Schießen.

Die Waffe krachte gegen den Kopf des Mannes.

Denver wurden fast die Beine unter dem Körper weggezogen. Er stöhnte auf, wankte, fiel hin und blieb liegen.

Gerettet!

Bill atmete auf.

»Das war buchstäblich in letzter Sekunde. Wie im Roman«, flüsterte Sarah Goldwyn.

Der Reporter nickte und half ihr hoch.

»Wie sind Sie hergekommen?« wollte die alte Dame wissen.

»Gefühl, Intuition und Glück«, erwiderte Bill.

»Ein wenig viel, nicht?«

Bill hörte nicht hin, sondern hielt bereits das Sprechfunkgerät in der Hand.

Rasch hatte er die Verbindung mit Captain Perry hergestellt. »Ich habe die Bombe!«

»Wo?« klang es quäkend zurück.

»Unten im Labor!«

»Wir sind in wenigen Sekunden bei Ihnen.«

Das waren sie auch. Der Captain hatte zwei Sprengstoffexperten mitgebracht. Suko befand sich auch noch bei ihnen.

Bill deutete auf den Verletzten. »Er wollte sie zünden. Ich mußte ihn abhalten. Zudem hatte er vor, Mrs. Goldwyn zu ermorden.«

»Dieses…« Der Captain verschluckte das nächste Wort, ließ aber einen Sanitäter herbeiholen.

Inzwischen kümmerten sich die beiden Sprengstoffexperten bereits um die Ladung.

Schon nach der ersten Überprüfung wurden sie blaß. »Verdammt, die hätte eine ganze Stadt hochgejagt«, sagte einer.

Perry schlug vor, den Raum zu verlassen. Damit waren alle

einverstanden. Mrs. Goldwyn nahm nur noch ihren Regenschirm mit.

Draußen im Gang nahm Suko den Reporter ein wenig zur Seite.

Das Gesicht des Chinesen war sehr ernst.

»Von John hast du nichts gesehen?«

»Nein.«

»Dann müssen wir damit rechnen, daß die anderen ihn mitgenommen haben und das ohne sein Kreuz. John Sinclair ist also völlig wehrlos!«

Die nächste Frage drängte sich fast auf, aber Bill hütete sich, sie auszusprechen.

Das tat Suko. »Wir müssen damit rechnen, daß John nicht mehr lebt…« Er holte tief Luft. »Doch solange ich nicht vor seiner Leiche gestanden habe, werde ich alles daransetzen, um ihn zu finden.«

Bill Conolly nickte entschlossen.

***

Ich floh! Ich floh vor meinen ›Freunden‹ hinaus in den anbrechenden Morgen und hoffte, daß mich niemand sah.

Nur weg. Weg von dem Ort, der mir zum Schicksal geworden war, denn ich, John Sinclair, war ein Werwolf.

Eine Bestie, die nach Blut lechzte und auf Menschenjagd gehen mußte, um zu überleben.

Und so jagte ich mit weiten Sätzen durch die Einsamkeit der Wälder nördlich Londons.

Dabei hatte ich einen Verbündeten, auf den ich mich vorerst verlassen konnte.

Den Nebel!

Er deckte wie ein gewaltiges hellgraues Leichentuch alles zu, er verbarg Straßen, Dörfer, Menschen und auch mich.

Der Nebel wurde mein Freund.

Dick, schwer und irgendwie träge hing er in den tiefer gelegenen Senken, während er oberhalb schon wieder dünner und auch durchsichtiger wurde.

Auch die Bäume der Wälder schienen ihn mit ihren Zweigen und Ästen regelrecht festhalten zu wollen. Da kaum Wind wehte, konnte sich der Nebel halten und mich weiterhin schützen.

Noch verspürte ich keinen Hunger, aber irgendwann würde sich das Gefühl einstellen. Und ich merkte auch etwas anderes. Die Tiere des Waldes hatten Angst vor mir. Sie flohen in wahrer Panik, wenn ich plötzlich auftauchte, doch sie brauchten keine Angst um ihr Leben zu haben, denn ich wollte nichts von ihnen.

Wo ich hinrannte, das wußte ich nicht. Für mich kam es darauf an, nur wegzubleiben von irgendwelchen menschlichen Siedlungen, wo man mich unter Umständen sehen und auch fangen konnte.

Seltsam, meine Gedanken arbeiteten noch menschlich, doch mir war klar, daß ich immer mehr zu einem Tier werden würde.

Vielleicht schon in der nächsten Nacht…

Ich verspürte Durst. Meine Zunge, doppelt so lang und auch dünner geworden, hing zwischen den Reißzähnen aus dem Maul.

Erschöpft von der Lauferei hielt ich inne, ließ mich auf den Hinterpfoten nieder und merkte, wie es immer heller wurde.

Ich wollte dagegen protestieren, mich wehren und stieß ein klagendes Heulen aus, das jedoch vom dicken Nebel sehr bald verschluckt wurde.

Der Tagesanbruch war nicht mehr aufzuhalten. Und damit auch die Herbstsonne.

Aber die wollte ich nicht. Ich brauchte den Mond, sein kaltes, fahles Licht.

Ich wurde müde. Von der langen Flucht als auch vom Beginn des Tages. Ich wankte nur noch weiter, meine Füße schleiften durch das hohe Gras. Die Atemwolke vor meiner Schnauze vermischte sich mit dem Nebel. Mehr wankend als gehend bewegte ich mich weiter, taumelte durch ein Gebüsch und schreckte eine schlafende Vogelschar hoch. Meine Pranken drehten die biegsamen Zweige zur Seite als wären sie Streichhölzer. Ich machte die nächsten Schritte und rollte einen Hang hinunter. Zweimal überschlug ich mich, bevor ich in einem Graben liegenblieb.

Schmutzwasser hatte sich dort gesammelt und klebte an meinem Fell, als ich mich wieder aufrichtete.

Zwei helle Augen tauchten aus dem Nebel auf, gleichzeitig hörte ich das Brummen eines Motors.

Ein Auto rollte über die Straße.

Ich duckte mich.

Der Wagen fuhr langsam vorbei. Ich schaute ihm nach. Die Rücklichter wirkten wie Blutstropfen, die, je größer die Entfernung wurde, immer mehr verwischten.

Dann war ich wieder allein.

Irgendwo.

Ich überquerte taumelnd den Asphalt der Straße und war froh, als ich auf der anderen Seite endlich Grasboden unter meinen Füßen spürte. Weichen, nachgiebigen Boden.

Aber auch er konnte mich nicht mehr halten.

Als hätte mir jemand die Beine weggezogen, fiel ich der Länge nach hin.

Wenig später war ich eingeschlafen…

***

Noch vor Bills und Sukos Abfahrt bekam Captain Perry die

deprimierende Nachricht.
Der Hubschrauber war verschwunden.
Dann kam auch die Erklärung.
Nebel! Es war unmöglich gewesen, die Maschine im Nebel weiterhin auf dem Schirm zu behalten. Der Nebel verzerrte Entfernungen. Da erschienen auf den Radarschirmen Punkte, die Hunderte von Meilen entfernt lagen, und sogar höher fahrende Eisenbahnzüge waren zu sehen.
»Und jetzt?« fragte Bill.
Damit drückte er das aus, was wohl alle dachten.
Suko hob die Schultern. »Was soll's«, sagte er. »Laß uns trotzdem fahren.«
Bill nickte.
Im dichten Nebel fuhren die beiden Männer zurück nach London. Und ihre Gedanken drehten sich dabei nur um einen Mann, dessen Namen sie beide nicht auszusprechen wagten…

***

Ich erwachte mit Kopfschmerzen. Aber nicht, weil mir zuvor jemand auf den Schädel geschlagen hatte, sondern weil mir die Sonne ins Gesicht schien, was mich als Wesen der Finsternis begreiflicherweise störte. Zudem kitzelte noch hohes Gras mein Gesicht, und ich drehte mich zur Seite, um den Sonnenstrahlen zu entgehen.
Dabei öffnete ich die Augen.
Mein Blick fiel auf die rechte Hand.
Ich erschrak!
Die Hand war wieder völlig normal geworden. Es gab kein Fell mehr, sondern die normale Haut.
Ich schaute meine andere Hand an, das gleiche.
Ruckartig richtete ich mich auf.
Ich hockte auf einer Wiese. Mutterseelenallein. In meinem Rücken führte eine Straße vorbei, dahinter lag ein Waldstück und vor mir Wiesen- und Weideflächen, auf denen Kühe und Pferde friedlich nebeneinander grasten.
Der Nebel war verschwunden. Die Sonne hatte ihn weggedampft, und nur noch hauchdünne, kaum zu erkennende Fahnen hingen wie träge, lange Schleier in der Luft.
Ansonsten war es still um mich herum. Kein Mensch ließ sich blicken. Weiter in der Ferne sah ich ein paar Gehöfte. Da lebten Menschen, und dort würde ich sicherlich etwas zu essen bekommen.
Ich dachte an den Werwolf. Ich war doch ein Werwolf gewesen.
Oder hatte ich das alles nur geträumt?
Ich stand auf. Ein wenig wacklig war ich schon auf den Beinen, und als ich an mir herunterschaute, erschrak ich.

Meine Kleidung war zerrissen. An einigen Stellen waren Hosennähte aufgeplatzt. Ich sah aus wie der letzte Tramp. Unwillkürlich fühlte ich nach meinen Papieren.

Die Brieftasche steckte noch. Ich fühlte auch über mein Gesicht.

Glatte, feine Haut – kein Fell.

Ich war wieder normal – sah wenigstens normal aus.

Es half nichts, hier herumzustehen. Ich mußte die nächste menschliche Ansiedlung erreichen und von dort auch telefonieren.

Schließlich durfte ich meine Freunde nicht im unklaren lassen. Die würden mir sicherlich helfen.

Aber wie half man solch einem Monster wie mir?

Indem man es tötete!

Bei diesem Gedanken zuckte ich zusammen. Nein, das wollte ich nun doch nicht. Ich wischte die trüben Erinnerungen aus meinem Gedächtnis und sah erst einmal zu, daß ich die Stätte hier verließ.

Der Blick auf die Uhr zeigte mir, daß der Nachmittag längst angebrochen war. Und auch die Sonne hatte ihren höchsten Stand überschritten.

Ich machte mich auf den Weg. Aus meinen Tretern waren Schnabelschuhe geworden, das heißt, das Oberleder hatte sich von der Sohle gelöst.

Ich lief quer über die Wiese und passierte auch das eingezäunte Areal, wo die Tiere weideten.

Sie grasten nebeneinander, doch plötzlich hoben die Pferde als auch die Kühe ihre Köpfe.

Sie schauten mich an.

Ich schüttelte mich unwillkürlich. Ein seltsames Kribbeln lief über meine Haut, dann taten die Tiere etwas für mich Unverständliches.

Schrill wieherten die Pferde auf, in das sich das Muhen der Kühe mischte.

Dann rannten sie los.

Die Pferde jagten auf das Gatter zu, stießen sich ab und sprangen drüber hinweg. So etwas hatten sie wohl noch nie getan. Sie reagierten, als wäre der Blitz zwischen ihnen eingeschlagen.

Dann rannten die Kühe.

Auch sie wuchteten ihre schweren Körper auf das Gatter zu, schafften es jedoch nicht, die Abgrenzung zu überspringen und rammten die Bohlen kurzerhand von den senkrecht stehenden Stangen.

Jetzt hatten sie freie Bahn.

Sie flohen. Jemand mußte sie unheimlich nervös und in Schrecken versetzt haben.

Dafür kam nur einer in Frage.

Ich.

Verdammt, Tiere waren anders als wir Menschen. Die witterten die

Gefahr, und sie hatten mir mit ihrer Reaktion den Beweis geliefert, daß noch längst nicht alles in Ordnung war.

Ich war ein Werwolf.

Der Gedanke daran deprimierte mich. Sekundenlang hätte ich heulen können vor Wut, doch dann riß ich mich zusammen.

Nein, nicht mit mir.

Ich würde es ihnen zeigen. Allen. Ich würde dagegen ankämpfen, wenn die nächste Nacht kam, und sicherlich konnte ich dabei auf die Hilfe meiner Freunde zählen.

Ich wollte sie anrufen.

Geld trug ich zum Glück bei mir.

Entschlossen schritt ich auf die nahe gelegene Farm zu. Mein Plan stand längst fest. Schon bald erreichte ich einen Weg.

Ich ging in der einen Spur des Fahrwegs weiter. Quer über ein abgeerntetes Feld fuhr ein Trecker. Der Auspuff stieß kleine Wölkchen aus, ein Pflug wühlte den Boden auf.

Zwei Kinder kamen mir auf ihren Fahrrädern entgegen. Sie hielten direkt auf mich zu, doch als sie so nahe heran waren, daß sie mich erkennen konnten, rissen sie ihre Räder nach rechts und radelten quer über das Feld davon.

Sicherlich hatte sie mein Zustand so erschreckt. Ich drehte mich um, sah, daß sie von den Rädern gestiegen waren und jetzt lachten.

Ich ging weiter.

Der Weg führte direkt auf den Hof. Nur sah ich kein Gras mehr, sondern festgestampften Boden, auf dem etwa ein Dutzend Hühner herumliefen und gackernd nach irgendwelchen Krümeln suchten.

Auch sie sahen mich.

Zuerst reckte der Hahn seinen Hals, dann stieß er einen undefinierbaren Laut aus und flatterte aufgeregt davon.

Die Hühner taten es ihm nach.

Sie schlugen mit den Flügeln, gackerten und schrien. Sie konnten gar nicht so rasch wegkommen.

Tiere haben eben ein besseres Gespür.

Durch die unruhigen Tiere war die Bäuerin aufgeschreckt worden. Sie kam aus dem Stall neben dem Wohnhaus und hatte nicht nur einen Besen mitgebracht, sondern auch noch einen jüngeren Mann. Im Gesicht sah er der Frau ziemlich ähnlich.

Das war bestimmt der Sohn des Hauses.

Es würde Ärger geben, das war mir klar.

Der Junge drückte seine Mutter zurück, sagte etwas zu ihr und trat mir in den Weg.

Ich lächelte, wollte etwas sagen, doch er ließ mich gar nicht erst zu Wort kommen.

»Warst du das?« fuhr er mich an.

»Was?«
»Du wolltest doch unsere Hühner stehlen, du verdammter Dieb, dreckiger!«
»Nein, ich…«
»Halt deine Schnauze, Mensch, und gib endlich zu, daß du zum Klauen hergekommen bist!«
Ich holte tief Luft. »So lassen Sie mich doch ausreden, Mister. Ich möchte nur telefonieren. Zudem bin ich von der Polizei. Mein Name ist John…«
Da schlug er zu. Er rammte seine Faust vor, doch da ich mit einem Angriff gerechnet hatte, wich ich zur Seite aus, und der Schlag ging ins Leere.
Ich hätte kontern können, doch ich wollte keine Schlägerei.
Deshalb versuchte ich es mit Worten. »Hören Sie zu, Mann, ich bin von der Polizei. Scotland…«
Der zweite Schlag war auf meinen Kopf gezielt. Der etwa 20jährige Bursche hatte aus der Drehung heraus seine Faust fliegen lassen.
Sie klatschte gegen meine Schulter. Ich ging zurück, und dann kam mein Konter, in den er offen hineinlief.
Plötzlich saß seine Kinnlade schief, er heulte los und fiel auf die Knie. Einstecken konnte er wohl nichts.
Ich drehte mich zu seiner Mutter um.
Die war in der Scheune verschwunden. Allerdings kam sie schnell zurück.
Mit einem Gewehr.
Ohne zu zögern, riß sie es an die Schulter und drückte ab.
Ein Feuerstrahl fuhr aus der Mündung, ich machte einen gewaltigen Satz zur Seite, und die Kugel riß einen Metalleimer um, der auf dem Boden stand.
Mit diesen Leuten war nicht zu reden.
Ich gab Fersengeld.
»Hau ja ab, du Bastard!« brüllte sie mir nach. »Sonst brenne ich dir noch eins auf den Pelz!«
Die machte keinen Spaß. Quer über den Hof rannte ich und schaute mich erst um, als ich weit genug entfernt war.
Da half die Frau ihrem Sohn gerade auf die Beine. Er schüttelte noch drohend die Faust.
Um telefonieren zu können, mußte ich wohl bis zum nächsten Fernsprechhäuschen laufen, etwas anderes kam in meinem Aufzug anscheinend nicht mehr in Frage.
Und irgendwie traute ich mich auch gar nicht, zu Menschen zu gehen. Etwas hielt mich davon ab. Wahrscheinlich das Wissen um meine Doppelexistenz.
Tagsüber ein Mensch – nachts eine Bestie.

Grausam…

Ich ging weiter. Ich wollte mich einfach treiben lassen, doch seltsamerweise wurden meine Schritte gelenkt. Ich schritt kräftig aus, nach Westen hin, wo auch die Sonne untergehen und der Mond erscheinen würde.

Da war mein Ziel.

Nur – welches?

Welches Ziel hatte ich? Selbst konnte ich mir keines vorstellen, aber etwas lockte, das spürte ich deutlich. Es war wie eine ferne Stimme. Menschen wich ich nach Möglichkeit aus, und auch Straßen überquerte ich nur, wenn ich sicher war, von keinem Autofahrer gesehen zu werden.

Ich fühlte mich wie ein Ausgestoßener, wie einer, der nicht mehr zu den Menschen gehörte.

Es wurde kühler.

Erster Herbstdunst breitete sich auf den Wiesen aus. Ich gelangte an einen Bach und trank klares Wasser.

Es schmeckte mir nicht.

Dann ging ich weiter.

Durch eine einsame Landschaft, aus der hin und wieder ein Gehöft hervorragte wie ein Fremdwesen.

Und die Lockung war nach wie vor zugegen. Sie steuerte mich auf mein Ziel zu.

Sogar stärker jetzt.

Verwirrt schüttelte ich den Kopf. Wer meldete sich da?

Dann sah ich in der Ferne einen etwas erhöhten dunkleren Strich.

So jedenfalls kam er mir vor. Sollte das mein Ziel sein? Ich lief schneller und erkannte schließlich einen Bahndamm, über den zwei Gleise liefen.

Und links von mir tauchte ein Ungetüm auf.

Ein Güterzug.

Schnell kam er näher, während ich noch am Bahndamm kauerte und mich auf der schrägen Ebene festgekrallt hatte. Ich wollte den Zug vorbeilassen, um den Bahndamm zu überqueren, doch weiter rechts sprang plötzlich ein Signal um.

Stopp!

Der tonnenschwere Güterzug wurde automatisch gebremst.

Plötzlich sprühten Funken auf, entstanden glitzernde Ketten zwischen Rädern und Schienen. Ein nervenzerfetzendes Kreischen erfüllte die Luft, und es hatte den Anschein, als würde der schwere Zug nicht rechtzeitig zum Stillstand gelangen.

Das täuschte aber.

Vor dem Signal kam die schwere Lok zum Stehen.

Und ich kauerte am Hang.

Da hatte ich *die* Idee. Warum zu Fuß weiterzulaufen, wenn es sich in einem Waggon leichter fortkommen läßt?

Ich peilte hoch und sah einen geschlossenen Transportwagen dicht vor mir. Zudem schien mir die seitliche Tür offenzustehen.

Ich wagte es.

Bevor mich jemand vom mitfahrenden Personal beobachten konnte, robbte ich die Böschung hoch, packte den eisernen Griff der Tür und riß sie kraftvoll auf, so weit, daß ich hindurchschlüpfen konnte und in das Dämmer eintauchte.

Dann schloß ich die Tür wieder bis auf einen winzigen Spalt. Ich hatte den Griff noch in der Hand, als hinter mir die kratzige Stimme aufklang. »Willkommen an Bord, Kollege!«

***

Ich erschrak. Bis in die Knochen sogar. Daß der Wagen von einem Stromer besetzt war, damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet.

Ich versuchte, mir möglichst nichts anmerken zu lassen, und drehte mich langsam um.

Viel erkennen konnte ich nicht. Dazu war es innerhalb des Güterwagens zu dunkel. Nur durch den Türschlitz fiel ein schmaler Lichtstreifen.

Doch der andere sah mich. »He, Kumpel!« rief er. »Du hast ja gelbe Augen. War deine Mutter 'ne Wölfin?«

Verdammt, das saß.

Hatte er etwas bemerkt? Unwillkürlich duckte ich mich, doch als sein Lachen an meine Ohren drang, entspannte ich mich wieder.

»War doch nur Scherz, aber gelbe Augen hast du wirklich.«

»Ich weiß. Liegt in der Familie.«

Mittlerweile konnte ich besser sehen. Der Wagen war nicht völlig leer. Rechts von mir standen einige Fässer. Was sich darin befand, wußte ich nicht. Sie waren durch Halteringe mit der Wand verbunden. Der Penner saß den Fässern genau gegenüber, also links von der Tür, und ich glaubte, in der dunkelsten Ecke noch eine andere Gestalt hocken zu sehen.

»Hast du den Zug angehalten?« wurde ich gefragt.

»Nein.« Ich räusperte mich. »Ein Signal.«

»Ja, das kommt schon mal vor. Güterzüge halten die öfter an. Los, Junge, setz dich zu mir.« Er klopfte mit der flachen Hand auf den Bretterboden. »Wir haben noch eine lange Fahrt vor uns.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung. Aber Fahrten mit dem Güterzug dauern eben immer lange.«

Das war die richtige Philosophie. Ich nahm seinen Vorschlag an und ging zu ihm. Auf halbem Wege fuhr der Zug an. Das geschah ruckhaft.

Ich hatte nicht damit gerechnet, nahm den Stoß zurück voll und den vor auch – danach lag ich lang und fiel sogar halb auf den Penner.

»So habe ich die Einladung auch nicht gemeint.«

Aus der dunklen Ecke erscholl ein geiferndes, unsympathisches Lachen. »Bist wohl nicht vom Fach, wie?«

Ich rappelte mich hoch und nahm neben dem anderen Platz.

»Nein.«

»Mach dir nichts draus. Ali meckert immer so komisch. Ich kann ihn auch nicht in meiner Nähe haben, deshalb muß er immer in der Ecke sitzen.«

»Schnauze.«

Jetzt lachte der andere. »Ich bin übrigens Paul. Paul, den Penner, nennt man mich.« Er strich über seinen dicken Bauch, der wie eine Kugel vorstand. »Früher habe ich bei Leyland am Band gearbeitet, aber die Maloche schmeckte mir nicht, da bin ich dann auf Reisen gegangen.«

»John!« stellte ich mich vor.

Paul schaute mich an. Eine Fuselfahne wehte mir entgegen. Sein Gesicht war in dem Bartgestrüpp kaum zu erkennen. »Hast du keinen Kampfnamen?«

»Nein.«

»Komisch.«

»Der taugt nichts«, meldete sich Ali aus der Ecke. »Ehrlich, Paul, das ist einer, der mir nicht gefällt.«

»Halt du dich da raus – kriegst auch keinen rein.«

»Ich kann ja wieder abspringen«, versuchte ich zu schlichten. Sie sollten sich wegen mir nicht in die Wolle kriegen.

»Unsinn«, sagte Paul. »Ali hat heute wieder seinen beschissenen Tag. Der ist nun mal so. Mach's dir bequem.«

Paul machte es mir vor; er legte seine Hände gefaltet über den Bauch und schloß die Augen. Er war innerhalb von einer Minute eingeschlafen und schnarchte dabei.

Ich aber blieb wach. Ich schloß die Augen nur halb und dachte an die Zukunft. Jetzt hockte ich in einem Güterwagen, dessen düsteres Inneres mir wie eine rollende Zelle vorkam. Ich hörte das eigentümliche Singen der Räder, doch wenn man sich daran gewöhnt hatte, war es eine faszinierende Melodie, die einen sogar schläfrig machen konnte.

Als Mensch wäre ich auch vielleicht eingeschlafen, nicht als Halbmensch.

Denn bald würde die Nacht kommen.

Und die Nacht mit ihrem Mond war mein Freund. Dann stand die Verwandlung bevor, denn sobald die Sonne unterging, war es geschehen, da gab es den Menschen John Sinclair nicht mehr, sondern

nur den gefährlichen Werwolf, der das unheilvolle Serum im Blut hatte.

Wie würde das noch alles enden? Irgendwann ließ sich die Verwandlung nicht mehr rückgängig machen, da blieb ich dann für immer eine reißende Bestie.

Ich spürte bereits das Kribbeln unter der Haut. Irgend etwas geschah mit meinem Blut. Es schien sich zu erwärmen, so als würde ein Topf mit Wasser langsam zum Kochen gebracht.

Der Zeitpunkt rückte näher…

Und hier im Wagen hockten zwei Menschen.

Opfer…

Daran dachte ich. Und das als Mensch, denn noch besaß ich Verantwortungsgefühl, anschließend konnte ich für nichts mehr garantieren. Da war alles aus.

Nein, ich mußte hier weg.

Gerade wollte ich aufstehen, als sich in der Ecke etwas rührte. Ali knipste plötzlich eine Taschenlampe an, und der Strahl traf haargenau mein Gesicht.

Geblendet kniff ich die Augen zusammen, hörte Alis Lachen, dann ließ er den Strahl wandern.

»Schick siehst du aus, sehr schick.« Er rückte näher. »Aber du gefällst mir nicht. Auch nicht deine Klamotten. Die sind viel zu neu. Nein, das sind keine Pennersachen. Du bist irgendein verdammter Bluffer!« Er rückte noch näher. »Was meinst du, Paul?«

»Hä?«

»Er ist ein Bluffer!« schrie Ali. »Der will uns reinlegen!«

Paul reckte sich erst einmal. »Was hast du eigentlich? Ich penne hier gemütlich, und du schreist rum.«

»Ja, er blufft. Schau dir doch mal seine Klamotten an!« Aufgeregt ließ Ali den Lampenstrahl an meinen Körper entlangwandern. »Die Sachen sind zwar zerrissen, aber ansonsten«, er schnalzte mit der Zunge, »feinster Zwirn. Und ich bin sicher, daß er sogar was in der Tasche hat, das sich lohnt. Soll ich mal nachschauen.« Bevor ich mich versah, war seine Hand an der Innentasche.

Bis jetzt hatte ich mich zurückgehalten, doch nun ging der Spaß ein wenig zu weit. Ich hieb zu. Meine Faust krachte auf sein Handgelenk, und Ali quiekte auf.

»Da hast du's. Da hast du's!« Er war plötzlich wie von Sinnen und warf sich gegen mich. Und er hatte auch Penner-Paul überzeugt, der griff mich nämlich von der anderen Seite an.

Der Schlag aufs Auge tat weh, deshalb wuchtete ich ihm den Ellbogen ins Bartgestrüpp. Penner-Paul fiel zur Seite und jaulte. »Mein letzter Zahn, mein letzter Zahn.« Er war gar nicht mehr zu beruhigen.

Ali warf sich auf mich. Er drückte mich von der Wand weg, wir fielen

zu Boden und rollten ineinander verkeilt über die Bohlen.

Der Stromer kämpfte mit allen schmutzigen Tricks. Und er suchte meine Augen, in die er seine Finger versenken konnte. Das waren wohl die Kampftechniken, mit denen sie sich gegenseitig malträtierten. Aber nicht mit mir. Ich kannte da ein paar wirksame Gegentricks.

Als seine zustoßenden Finger auf meine Augen zufuhren, hielt ich blitzschnell meine Hand senkrecht vor den Nasenrücken.

Ein uralter Trick, aber wirksam. Der heimtückische Angriff wurde abgeblockt.

Vor Enttäuschung schrie der Knabe auf.

Ich warf mich gegen ihn. Er flog zurück und schrie wieder nach Paul, dem Penner. Der kam auch auf die Beine. Ich merkte es daran, daß sich hinter mir die Bohlen bewegten.

Gern hatte ich den Dicken nicht in meinem Rücken. Mit einem Drehgriff löste ich mich von Ali und rollte mich auf die andere Seite. Gerade noch zur rechten Zeit.

Paul, der Penner, hatte bereits mit einer kurzen handlichen Eisenstange ausgeholt, um sie mir der Länge nach über den Schädel zu schmettern.

Meine Füße waren schneller. Sie stießen ihn bis zur Wand zurück, und da ich seine Wampe getroffen hatte, gab er Laute von sich wie früher der selige Oliver Hardy in seinen Filmen.

Das alles paßte Ali überhaupt nicht. »Wir machen dich fertig!« drohte er und griff nach mir.

Ich stand schon wieder.

Seinen Faustschlag fing ich ab. Plötzlich hielt ich sein rechtes Gelenk umklammert, und wir starrten uns in die Augen.

Auf einmal verzog sich Alis Gesicht. Erst wollte er grinsen, doch dann wurde es eine Grimasse, auf der sich deutlich die Angst widerspiegelte.

Angst – vor wem?

Vor mir, vor meinem Gesicht.

Da wußte ich, daß es nicht mehr lange dauern konnte. Die Verwandlung setzte bereits ein. Sie begann am Kopf.

Ich wollte etwas sagen, doch aus meiner Kehle drang nur noch ein Keuchen.

Wild stieß ich Ali von mir. Er krachte gegen die Fässer, wo er jammernd liegenblieb.

»Sein Gesicht!« jaulte er. »Sein Gesicht! Wie ein Teufel. Ja, er ist der Teufel!«

Der war ich zwar nicht, aber so etwas Ähnliches. Keine Sekunde länger durfte ich in diesem Waggon bleiben, sonst kam es noch zur Katastrophe.

Ich hetzte zur Tür und riß sie mit fast übermenschlicher Kraft auf, trotz des Widerstands, den mir der Fahrtwind entgegensetzte.

Es war fast dunkel geworden. Nebelfetzen hingen über der Landschaft. Rasend schnell huschte der Boden vorbei.

Ich sprang.

Wie ein Tier duckte ich mich in der Luft zusammen, machte den Rücken krumm, dann erfolgte der Aufprall.

Er war schlimm. Doch irgendwie mußten meine Knochen anders geworden sein, der Aufprall schmerzte zwar, aber nicht so, wie es bei einem normalen Menschen geschehen wäre.

Wie viele Male ich mich überschlug, konnte ich nicht zählen. Als ich endlich zur Ruhe kam, lag ich auf feuchtem Grasboden und sah soeben den letzten Wagen verschwinden.

Doch genau über mir am dunklen Himmel stand ein zitronengelber bleicher Vollmond.

Mein Kraftspender.

Die Zeit des Werwolfs John Sinclair war angebrochen!

***

Ich richtete mich auf.

Da sah ich wieder das dichte Fell auf meinen Armen, fühlte in meinem Gesicht und tastete die Konturen der Schnauze nach.

Es gab keinen Zweifel mehr: Ich war ein Werwolf.

Und ich verspürte den wilden Drang in mir, nicht mehr auf der Stelle zu hocken, sondern zu jagen. Ich wollte meinem Instinkt nachgehen und Opfer suchen, denn ich mußte meinen Trieb stillen.

Witternd schaute ich mich um.

Es war fast eine Bilderbuchnacht. Der runde Mond am Himmel, der die Dunkelheit irgendwie transparent machte, das Schienenpaar, das glitzernd im Dunkeln verschwand, Wald in der Nähe, gespenstisch anzusehen mit seinen alten Bäumen.

Das war nicht alles. Es existierte noch etwas. Ein leises Singen, Rufen und Locken.

Ich hatte es schon einmal gehört, und es war stärker geworden.

Mir sträubte sich das Fell, als ich es jetzt wieder vernahm. Für mich war es in diesen Augenblicken so lieblich, und es klang so sehnsuchtsvoll, daß ich ihm unbedingt nachgehen mußte.

Mir blieb gar nichts anderes übrig.

Ich lief los.

Auf allen vieren jagte ich weg von dem Bahndamm. Meine Sprünge waren kraftvoll, sogar gewaltig, denn ich hatte mich lange genug ausruhen können.

Eine Nacht lag vor mir. Eine wilde, herrliche, grausame Nacht, in der ich endlich zu meinem Recht kommen würde.

Bei diesem Gedanken öffnete ich meine Schnauze und stieß ein langgezogenes Heulen aus, das dem Mond entgegenschallte.

Ja, ich war ein Geschöpf dieser Nacht. Die Dunkelheit gab mir Schutz, das Mondlicht Kraft.

Das Gras wurde höher. Es schlug mir um die Schnauze. Ich lief hinein in eine kleine Senke und sah dicht vor mir bereits den dunklen Saum des Waldes.

Dort lag auch mein Ziel.

Das Locken war intensiver geworden. Ich wußte, daß ganz in der Nähe die Ursache sein mußte.

Noch ein Sprung, und ich hielt inne.

Nichts war zu hören.

Ich richtete mich auf und schaute mich um.

Wo war die lockende Stimme?

Im Wald vielleicht?

Ich schaute in den Wald hinein und glaubte, in der Ferne zwischen den Bäumen etwas Rötliches schimmern zu sehen.

Ein Feuer!

Aber mitten im Wald?

Seltsam, sehr seltsam…

Ich wollte zum Feuer.

Unruhig warf ich meinen Schädel hin und her. Wieder sträubte sich das Fell. Wie bei einem Kamm die Borsten, so stellten sich meine Rückenhaare hoch.

Ich wußte, bald hatte ich des Rätsels Lösung gefunden, dann wußte ich, woher dieses Locken kam.

Ich drang in den Wald ein. Meine breiten Füße knickten das Unterholz, als bestünde es aus Stroh. Nasse, schon leicht bunt gefärbte Blätter klatschten gegen meine Schnauze und wischten über die Augen. Der Boden war weich und nachgiebig. Meine Schritte kaum zu hören.

Es war still im Wald, der Feuerschein wies mir den Weg. Ich wußte genau, wie ich zu gehen hatte.

Meine Zunge hing weit aus dem Maul. Der Atem stand als kleine Wolke vor der Schnauze, die Zähne blitzten, und meine Augen leuchteten in gieriger Vorfreude.

Bald würde ich am Ziel sein. Vielleicht fand ich dort am Feuer bereits mein erstes Opfer?

Ich freute mich darauf.

Ja, ich wollte es haben, mußte endlich meinem mörderischen Trieb nachgeben, denn so ging es nicht weiter. Ich war eine Kreatur der Nacht, ein Schwarzblütler, der vom Blut der anderen lebte.

Die Bäume standen dicht an dicht. Gewaltiges Wurzelwerk ragte aus dem Boden, das ich kurzerhand übersprang.

Immer näher kam ich dem Schein.
Jetzt leuchtete er heller. Er schien vor mir die gesamte Fläche auszufüllen. Ein Feuer im Wald, das sich nicht ausbreitete.
Wer hatte dies zu verantworten?
Wenig später sah ich es.
Da stand ich am Rande der Lichtung, auf der ein Holzstoß knisternd brannte und eine lange Flammenspur gegen den Nachthimmel leckte.
Fasziniert starrte ich auf das Feuer. Es stieß mich ab, weil ich irgendwie Angst davor hatte. Es zog mich aber gleichzeitig auch ungeheuer an.
Ein Paradoxon…
Ich zögerte.
Wieder sträubte sich mein Fell. Die Augen funkelten, als ich meine Blicke über die Lichtung schweifen ließ.
Und dann hörte ich die Stimme.
Die Frauenstimme.
»Komm ruhig näher, Wolf, ich habe auf dich gewartet…«
Ich schaute mich um, bleckte die scharfen Zähne, doch was ich zu sehen bekam, ließ sämtliche Angriffswut in mir verpuffen.
Es war faszinierend…

***

Sie stand rechts von mir, ebenfalls am Rand der Lichtung. Und sie war eine Frau.
Nein, eine Schönheit, eine Wölfin, eine Mischung aus Mensch und Bestie.
Unwahrscheinlich in ihrer Perfektion, und als ich ihre Stimme von nahem hörte, wußte ich, daß sie mich die ganze Zeit über so gelockt hatte.
Ich schaute sie an – sie schaute mich an.
Wir sprachen beide kein Wort.
Aber jeder von uns spürte, wie sich ein unsichtbares Band zwischen uns beiden festigte, und wir merkten, daß wir uns auf einer Ebene befanden.
Ich genoß die Faszination des Augenblicks und tastete mit meinen Blicken jeden Zoll ihres Körpers ab.
Sie war halb Mensch und halb Tier.
Das lange weiße Kleid reichte bis zum Boden. Es umhüllte frauliche Formen, doch die Haut war die gleiche, die auch ich trug.
Schimmerndes Fell, das von den Flammen mit rötlichem Schein übergossen wurde.
Ihre Finger waren lang und ebenfalls mit Fell bedeckt. Sie liefen vorn zu spitzen Nägeln zu, die seltsam hell schillerten.
Bis über die Schultern reichte das hellbraune Fell. Der schlanke

biegsame Hals wurde ebenso von den blonden, fast gelben Haaren umschmeichelt wie das Gesicht.

Welch ein Gesicht!

Von einer nahezu klassischen Schönheit. Stark ausgeprägte Wangenknochen, eine kleine gerade Nase, fein geschwungene Augenbrauen und darunter, etwas tiefer in den Höhlen liegend, Augen, die mich anblickten und mich in ihren Bann schlugen.

Gelbgrün schillerten sie, standen dabei leicht schräg und leuchteten wie der Mond am Winterhimmel. Unter der Nase begann ein fein geschwungener Mund und ein sanftes Kinn, dessen Grübchen mir sofort auffielen.

Eine faszinierende Frau, ich kann es immer nur wiederholen, und mich traf ihr Anblick wie ein Stich ins Herz.

Diese Frau mußte ich haben, ich wollte sie besitzen.

Es ging kein Weg daran vorbei!

Deshalb auch mein Weg zu ihr. Sie hatte mich hergelockt, ihre Stimme hatte ich vernommen, denn sie wollte auch mich.

Sie streckte die Hand aus.

Ich zögerte – traute mich nicht. Mein Blut rauschte durch die Adern, mich schwindelte, und ich zitterte.

Was war geschehen?

Ich hatte mich verliebt. Ich, der Werwolf, sah nur noch diese Frau. Diese Königin.

Die Königin der Wölfe!

»Was ist mit dir? Warum kommst du nicht zu mir?«

Jetzt hörte ich ihre Stimme. Sie war ein Locken, ein sanftes Schwingen, und ich wagte es.

Schritt für Schritt näherte ich mich dieser faszinierenden Mischung aus Frau und Bestie. Ich ging durch das Gras, spürte nicht die Wärme des Feuers, sondern sah nur sie.

Ich war völlig weg.

Diese Person hatte mich in ihren Bann geschlagen.

Dann stand ich vor ihr.

Zitternd, bebend…

Und sie lächelte. Ihr Mund floß in die Breite, als sie plötzlich fragte: »Warum faßt du mich nicht an, John Sinclair?«

Sie kannte meinen Namen. Sie wußte, wer ich war. Woher? Das spielte keine Rolle. Hauptsache, sie wollte mich.

Ich berührte ihre Hand.

Es durchzuckte mich wie ein Schlag. Sekundenlang schloß ich die Augen, und als ich sie wieder öffnete, stand sie dicht vor mir. Ich schaute in die schillernden Augen und las darin das größte Versprechen, das eine weibliche Person geben konnte.

»Wer… wer bist du?« fragte ich rauh.

»Ich heiße Lupina und bin die Königin der Wölfe. Ich möchte, daß du mein König wirst!«

Ja, ja, jubelte es in mir. Jetzt war es heraus. Ich würde alles für sie tun.

Alles!

Sie zog mich noch enger an sich, mich, den Werwolf. Ich spürte ihren Atem auf meinem Gesicht, es war ein heißer, fordernder Atem, und ich begann zu zittern.

»Willst du bei mir bleiben?« hauchte sie.

»Ja.«

»Es ist aber nicht einfach.«

»Das ist egal.«

Sie lachte plötzlich. »Du wirst kämpfen müssen, denn viele begehren mich. Man weiß, daß ich, die Königin, einen König an meiner Seite haben möchte, und aus diesem Grunde haben sich die Werwölfe aus nah und fern zusammengefunden.«

»Wo sind sie?«

»Hier!«

Mit diesem Wort beendete die schöne Lupina unseren Dialog und stieß mich von sich.

Ich drehte mich um.

Und ich sah sie.

Wie ich vorhin, so standen sie ebenfalls am Rand der Lichtung und starrten fasziniert auf die Königin der Wölfe.

Es waren vier männliche Bestien!

***

Vier Wölfe – vier Gegner für mich.

Sie wollten wie auch ich König an der Seite der schönen Lupina werden.

Wir schauten uns an.

Wenn sie sich auch in ihrem Aussehen voneinander unterschieden, eins hatten sie gemeinsam.

Den Haß auf mich.

Ich war der letzte Eindringling, und obwohl sie sich auch gegenseitig hassen mußten, konzentrierte sich ihre Abneigung doch letztendlich auf den Fremden.

Aus ihren schmalen Raubtieraugen leuchtete mir die reine Mordgier entgegen. Sie wollten mich unterkriegen, um jeden Preis.

Sie öffneten ihre Schnauzen. Ich sah das helle Schimmern der gefährlichen Zähne, die langen Zungen, und ich wußte, daß sie mich angeifen würden.

Unbewußt nahm ich die Kampfhaltung eines Wolfes ein. Ging auf alle viere nieder und stemmte die Pfoten ein.

Lupina bewegte sich.
Sie vollführte einen regelrechten Tanzschritt, und das helle Kleid bauschte sich auf, dabei schaute die Wölfin zum Mond hoch, der rund und voll am Himmel stand.
»Er wird Zeuge sein!« rief sie. »Zeuge des großen Kampfes um mich. Denn wer von euch fünf Sieger bliebt, bekommt mich für den Rest seines Daseins.«
Die Wölfe stießen ein klagendes Geheul aus, das schaurig über die Lichtung hallte.
Nur ich hielt mich zurück und entspannte mich. Vielleicht steckte noch ein Rest von Mensch in mir, doch ich war trotzdem zu kämpfen gewillt.
Für diese Königin lohnte es sich!
Ich wollte mein Leben einsetzen.
Mit dem Rücken zum Feuer blieb Lupina stehen. Die Flammen umschmeichelten ihre Gestalt, ließen sie deutlich vor dem Hintergrund abstechen, und ihr Fell wirkte wie von einem Blutregen Übergossen.
»Ich!« rief sie laut. »Ich bestimme die Regeln des Kampfes. Es wird sich nicht jeder auf jeden stürzen, das gibt es nicht, sondern vier kämpfen der Reihe nach gegen einen – gegen den Stärksten. Und wer von euch ist der Stärkste? Wer will mich als erster in den Armen halten und mein König sein?«
Alle sprangen vor.
Und auch ich machte keine Ausnahme, denn ich wollte ihr ebenfalls imponieren.
Sie lachte laut. »Nicht so schnell, meine Freunde. Ich kann wirklich nur einen aussuchen. Stellt euch nebeneinander.«
Wir gehorchten.
Am Rande der Lichtung bauten wir uns auf. Ich stand als letzter in der Fünferreihe.
Neben mir hielt sich ein Werwolf auf. Er überragte mich um einen halben Kopf. Sein Fell verströmte einen beißenden Geruch, der sogar mich abstieß. Unruhig scharrte er mit den Füßen. Hin und wieder drehte er den Schädel, dann warf er mir einen Blick zu, aus dem der Haß mir fast körperlich entgegenströmte.
Er würde mich vernichten.
Langsam schritt die Königin der Wölfe die Reihe ab. Jeden schaute sie genau an, wobei sie immer erst stehenblieb und ihren Blick in jedes einzelne Gesicht heftete.
Bei dem ersten schüttelte sie den Kopf, beim zweiten ebenfalls, beim dritten auch.
Dann stand sie vor dem vierten.
Er war der Größte von uns, und er plusterte sich noch stärker auf, als

Lupina stehenblieb.
Die Wölfin hob ihre Arme und fuhr mit beiden Händen durch das Gesicht der Bestie.
»Du siehst gut aus«, stellte sie fest.
»Ich bin der Stärkste.«
»Wer weiß.« Sie lächelte auf eine seltsame Art und Weise. »Ich habe dich kämpfen sehen, Goro, bisher hast du gewonnen. Ob es immer so sein wird, kann ich nicht beurteilen.«
»Probiere es aus!« forderte er.
»Das werde ich auch.«
»Dann gibst du mir die Chance?« fragte er fiebernd.
Sie wiegte den Kopf. »Vielleicht?« Dann ging sie einen Schritt weiter und blieb vor mir stehen.
Ich spürte sofort die Lockung, die von ihr ausging. Sie machte mich regelrecht an, und am liebsten hätte ich diese Königin in meine Arme gerissen.
Nur mühsam bewahrte ich die Beherrschung.
Ihre Zunge spielte gegen die Lippen, als sie sagte: »John Sinclair, der Werwolf. Als letzter zu mir gestoßen, aber unter den Menschen gibt es ein Sprichwort: Die letzten werden die ersten sein. Stimmt es?«
»Ja, so heißt es.«
»Und du bist der letzte gewesen!«
»Dann bin ich auch der erste?«
»Nein!« röhrte Goro neben mir. »Das bin ich. Ich will dich. Ich werde kämpfen.« Er stampfte mit dem Fuß auf und hinterließ im Boden einen Abdruck.
»Ich hätte dich genommen, aber du bist zu ungeduldig. Warum kannst du nicht warten?«
»Weil ich es nicht will.«
»Für mich ist Sinclair der stärkste Wolf hier auf der Lichtung. Beweis mir das Gegenteil. Du zuerst, Goro!«
Der Werwolf riß sein Maul auf und zeigte sein Gebiß. Davor konnte man wirklich Angst bekommen, auch als Bestie. Er würde mich mit großem Vergnügen zerreißen.
Die anderen hatten den Dialogen stumm gelauscht. Jetzt traten sie zur Seite.
»Der Kampf kann beginnen!« rief Lupina, hob den Arm und ließ ihn fallen.
Und Goro griff sofort an!

***

Schlaf hatten sie nur wenige Stunden gefunden. Sie, das waren Jane Collins, Shao, Suko und Bill Conolly. Sie saßen zusammen in Sukos Wohnung und berieten.

Es gab nur ein Problem.
Mein Verschwinden!
Was hatte Scotland Yard nicht alles in Bewegung gesetzt! Ringfahndung, Absperrung der Ausfallstraßen, Überwachung der Luft, der Häfen, Straßenkontrollen – alles hatte nichts genutzt. Der Gesuchte war und blieb verschwunden.
»Wo sollen wir noch anfangen?« fragte Bill und hob in einer verzweifelten Geste die Schulter. Das sagte eigentlich alles, denn so dachten auch die anderen.
»Ich weiß es nicht«, stöhnte Jane.
Auch Suko schüttelte den Kopf.
Nur Shao hatte praktisch gedacht. Sie kam mit einer Kanne Tee und schenkte ein.
Jeder trank gern eine Tasse. Minutenlang genossen sie nur das belebende Getränk.
Sogar Sukos Beziehungen nach Chinatown hatten nichts genutzt.
Er hatte seine zahlreichen Vettern angespitzt, doch eine positive Nachricht hatte er nicht bekommen.
Keine Spur von John Sinclair.
»Kann mir jemand sagen, was wir noch alles machen können?« fragte Bill Conolly.
»Ruf im Yard an«, sagte Jane. »Vielleicht hat sich etwas Neues ergeben.«
»Dann hätten wir doch Bescheid bekommen.«
»Vielleicht haben die's vergessen.« Jane griff nach dem allerkleinsten Strohhahn.
Niemand brauchte anzurufen, denn das Telefon schrillte. Suko hob hastig ab.
»Ach, Sie sind es, Sir!«
Wenn der Chinese so sprach, konnte nur Sir James Powell damit gemeint sein.
»Nein, Sir, bei uns hat sich nichts Neues ergeben. Und bei Ihnen?« Er hörte eine Weile zu, nickte dann und sagte: »Das habe ich mir gedacht, Sir. Vielen Dank für den Anruf.« Er legte auf und schaute die anderen an.
»Wieder nichts?« fragte Bill.
»Genau.«
»Verdammt.«
»Wo kann er nur stecken?« murmelte Jane Collins und zündete sich eine Zigarette an. Ihre Finger zitterten, als sie die Flamme an das Stäbchen hielt.
»Die haben ihn bestimmt mitgenommen«, meinte Bill. »Solch eine Chance läßt sich Dr. Tod doch nicht entgehen.«
»Dann ist er auch nicht mehr unter den Lebenden«, formulierte der

Chinese.

Bill hob die Schultern. »Das will ich nicht sagen. Vielleicht möchte Dr. Tod seine Rache auskosten.«

»Das hieße Gefangenschaft und Folter«, folgerte Jane.

»Genau. Und deshalb müssen wir die Chance nutzen, die sich uns bietet. Wir können hier nicht untätig herumsitzen, sondern müssen einfach nachforschen.«

»Aber wo?« rief Bill und sprang auf. »Wo, zum Henker, wo?«

»Vielleicht hat dieser Marvin Mondo irgendwo noch eine Klinik«, vermutete Suko.

»Klar, daran haben wir auch gedacht. Als ich vor zwei Stunden beim Yard war, haben sie das durch den Computer laufen lassen, was sie von Mondo wußten.«

»Ist was herausgekommen?« wollte Jane wissen.

»Nein, nur bekannte Dinge. Mondo ist nicht vorbestraft, gilt aber bei seinen Kollegen als exzentrisch und ist nicht sehr beliebt. Das war alles.«

»Deshalb können wir keinen Blumentopf gewinnen«, meinte Suko.

Bill nickte. »Eben.«

Jane Collins, die blonde Privatdetektivin, starrte zum Fenster hinaus. Ein strahlender Herbstnachmittag neigte sich seinem Ende entgegen. Der Himmel explodierte in zahlreichen Farben, die sich scharf und klar über der Londoner Stadtkulisse abhoben.

Die anderen hatten ihr Bescheid gegeben. Jane war sofort gekommen, hatte einen Auftrag sausen lassen, denn in diesen schlimmen Augenblicken mußten Johns Freunde zusammenhalten.

Da traten egoistische Gründe zurück.

Aber was hatte sich alles ergeben?

Nichts.

Jane drückte ihre Zigarette aus. Vom vielen Rauchen hing eine blaugraue Wand in der Luft.

»Könnte man nicht eine Beschwörung durchführen?« schlug Bill Conolly vor.

»Und wen sollen wir beschwören?« fragte Suko.

»Myxin. Wir haben ihn doch damals auch beschworen, als John den Schwarzen Tod vernichtete?«

»Das ist nicht drin, mein lieber Bill.«

»Und warum nicht?«

»Weil Myxin kein richtiger Dämon mehr ist. Er steht auf unserer Seite, das hat er mehrmals bewiesen.«

»Ja, ich vergaß.«

»Vielleicht einen anderen Dämon«, schlug Shao vor. »Wenn die Mächte der Finsternis John Sinclair wirklich in ihren Klauen haben, wird es ihnen eine Freude sein, uns dies mitzuteilen.«

»Dann müssen wir warten, bis es dunkel ist«, sagte Suko. Er schaute die anderen an und erntete keinen Widerspruch.

Nur Jane Collins sagte: »Ich komme später wieder.«

Bill schaute auf die Uhr. »Sagen wir in zwei Stunden?«

Jane nickte.

Der Reporter wollte nicht seine Frau Sheila anrufen, damit sie sich keine Sorgen machte.

Jane Collins ging.

Sie nahm den Lift und durchquerte die große Eingangshalle, wobei der Portier sie freundlich grüßte, denn er kannte die Detektivin. Schließlich verkehrte sie des öfteren hier.

Jane hatte ihren Wagen dort abgestellt, wo sie eigentlich nicht parken durfte, weil das der Abstellplatz für die Fahrzeuge der Hochhausangestellten war. Aber Jane hatte eben bei verschiedenen Männern einen Stein im Brett.

Sie lief auf den Wagen zu, schloß die Fahrertür auf und öffnete.

Dann ließ sie sich aufseufzend hinter das Lenkrad des VW-Käfers fallen. Den Zündschlüssel hielt sie bereit und wollte ihn gerade in das Schloß stecken, als sie im Innenspiegel hinter sich eine Bewegung wahrnahm.

Jane erschrak, krümmte die Handkanten, um sich zu wehren, doch das war nicht nötig.

Sie kannte den Mann, der sich dort versteckt gehalten hatte.

Es war Myxin, der Magier!

***

»Großer Lord!« flüsterte die blonde Detektivin, »hast du mich vielleicht erschreckt.«

»Es war nicht meine Absicht.«

»Warum hast du dich dann in meinen Wagen geschlichen?«

»Es sollte mich niemand sehen.«

»Dann hast du einen Grund.«

»Sicher.«

Jane Collins folgerte rasch. Sie ahnte, warum Myxin erschienen war und sagte: »John!«

»Genau.«

Tief atmete Jane Collins durch. »Weißt du mehr?« fragte sie.

»Ja und nein.«

»Dann komm hoch zu den anderen. Die warten auch.«

»Das will ich nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil zu viele oft schädlich sind. Du liebst John Sinclair doch, oder nicht?«

»Klar.«

»Bist du auch bereit, die Sache durchzustehen?«

»Was heißt das?«

»Ob du bereit bist, für ihn zu kämpfen.«

»Ja.« Die Antwort klang fest.

»Dann ist es gut.« Myxin stieg aus, ging um den Wagen herum, weil er hinter dem Fahrersitz gesessen hatte, und stieg auf der anderen Seite ein.

Neben Jane ließ er sich nieder.

Die Detektivin beobachtete ihn. Myxin sah aus wie immer. Er trug seinen langen dunklen Mantel, hatte nach wie vor das schmale Gesicht mit der grünlichen Gesichtsfarbe. Die Hände steckten in den Mantelaufschlägen.

Jane Collins konnte es vor Neugierde kaum aushalten. »Was weißt du von John?«

»Er war bei Mondo. Man hat ihm ein Serum eingespritzt.«

»Welches Serum?«

»Das ihn zu einem Werwolf macht.«

Jane wurde blaß. Sie schluckte zweimal, bevor sie fragte: »Ist er zu einem Werwolf geworden?«

»Ja.«

»Woher weißt du das?«

Da lächelte Myxin weise.

Doch Jane war das nicht genug. »Ich will eine Antwort, verdammt. Oder steckst du mit denen unter einer Decke?«

Entrüstet schaute Myxin die Detektivin an. »Wie kannst du das von mir denken?«

»Dann beweise mir das Gegenteil. Ich will, und ich muß wissen, was geschehen ist.«

»Gut, ich will es dir sagen. Es hört sich fantastisch an, aber du mußt es mir glauben.«

»Sicher.«

»Wie du weißt, habe ich mich auf eure Seite gestellt. Dafür mußte und muß ich noch schwer büßen. Asmodina hat das nicht vergessen, sie raubte mir meine magischen Kräfte und nahm mich gefangen. Außerdem verhöhnte und verspottete sie mich. Es war eine verdammt schlimme Zeit für mich, und manchmal reute mich es, daß ich mich so entschlossen hatte und nicht anders. Ein Zurück gab es nicht, ein Voran auch nicht. Ich dachte an Aufgabe, doch da waren John Sinclair und seine Freunde, die mich wieder aufrichteten. Wir erlebten einige Abenteuer gemeinsam, kämpften gegen die Ritter, Sinistro und die Eisvampire. Ich arbeitete an mir und schaffte es tatsächlich, einen winzigen Teil meiner Kräfte zurückzubekommen. Natürlich hütete ich das Geheimnis, ich würde es nie einem Schwarzblütler anvertrauen, denn wenn Asmodina wüßte, daß ich dabei bin, mich zu regenerieren,

dann würde sie alles daransetzen, um mir den Todesstoß zu geben. Außer euch erfuhr niemand etwas, aber ich führte wieder Beschwörungen durch, und sie gelangen mir sogar. Ich erfuhr so manches aus dem Reich des Schreckens, das mir sicherlich irgendwann einmal nützlich sein kann.«

»Was hat das alles mit John zu tun?« fragte Jane Collins, die ziemlich ungeduldig geworden war.

»Laß mich weiterreden. Auch gestern führte ich zum Zwecke des Trainings wieder eine Beschwörung durch. Castral, ein Schwätzer und Dämon der niederen Stufe, erschien. Er war äußerst guter Laune, freute sich und lachte. Ich erkundigte mich nach dem Grund. Er sagte mir, daß es Asmodinas Helfer Dr. Tod gelungen wäre, seinen Erzfeind Sinclair endlich zu fangen. Zuerst erschrak ich, wurde jedoch ruhiger, als ich hörte, daß man ihn zum Werwolf gemacht hatte. Ja, John soll als Werwolf weiterexistieren. Ich fragte dann, welche Aufgabe man ihm zugedacht habe, doch das wußte Castral nicht. Er wußte jedoch, daß sich Lupina für ihn interessierte.«

»Wer ist nun das schon wieder?« hakte Jane Collins nach.

»Lupina ist die Königin der Werwölfe«, erklärte ihr Myxin. »Sie sucht schon seit Jahren einen Begleiter, einen König, der ständig an ihrer Seite steht. Bisher hat sie keinen gefunden. In regelmäßigen Abständen läßt sie die Bewerber um ihre Gunst gegeneinander kämpfen. Einer, den sie sich aussucht, muß gegen alle antreten. Schafft er sie, so wird er ihr König. Bisher hat es noch keiner geschafft. Und heute, bei Vollmond und um Mitternacht, soll das Ritual abermals stattfinden.«

Jane schaute den kleinen Magier an. »Du meinst, dann wird John Sinclair gegen die Wölfe kämpfen?«

»Der Werwolf Sinclair wird sich gegen die anderen stellen, denn er will ihr Begleiter werden, weil er sich wahrscheinlich unsterblich in Lupina verliebt hat.«

»Nein«, flüsterte Jan, »das macht er nicht. John liebt mich. Da bin ich sicher.«

Myxin lächelte nur. »Wirklich?«

»Ja.«

»Aber er ist ein Werwolf. Er ist nicht mehr dein John!«

Janes Augen blitzten. »Das werde ich auf die Probe stellen.«

Myxin nickte. »Deshalb habe ich hier auf dich gewartet. Nur wir beide werden hinfahren und versuchen, ob noch etwas zu retten ist. Bist du bereit?«

»Ja.«

»Dann fahr.«

»Nein, noch nicht.«

»Was ist denn?«

»Ich muß noch mal hoch. Ich kann nicht unbewaffnet los. Ich will etwas mitnehmen.«

Myxin überlegte. »Du wirst den anderen etwas sagen?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann geh.«

Jane Collins drückte die Tür auf, stieg aus und lief noch mal zurück. Der kleine Magier schaute ihr lächelnd nach.

Janes Gedanken aber überschlugen sich. Was Myxin da verlangt hatte, konnte sie nicht tun. Aber sie hatte versprochen, nichts zu sagen.

Wie sollte sie sich entscheiden?

»Etwas vergessen?« rief der Portier.

»Ja, natürlich.«

Im Lift kam Jane die Idee. Sie hatte zwar versprochen, nichts zu sagen, aber das Schreiben hatte der kleine Magier ihr nicht verboten. Das würde sie tun.

Jane öffnete ihre Handtasche und holte in fieberhafter Eile ihren kleinen Notizblock hervor. Auf dem Gang noch schrieb sie ein Blatt hastig voll.

Dann schellte sie bei Suko.

Shao öffnete und schaute überrascht, als Jane an ihr vorbei in die Wohnung stürmte.

Auch die anderen bekamen große Augen.

»Was ist denn jetzt los?« fragte Bill.

Jane blieb vor ihm stehen. »Bill, frage bitte nicht, sondern tu, was ich dir sage und worum ich dich bitte.«

»Okay.«

»Gib mir Johns Kreuz!«

»Was?«

»Ich möchte sein Kreuz haben.«

»Wofür?«

»Du wolltest doch keine Fragen stellen.«

Bill schaute an Jane vorbei zu Suko. Der Chinese nickte, er war also einverstanden.

»Ich hole es«, sagte er.

»Danke, Suko.«

Der Chinese hatte das Kreuz im Schlafraum aufbewahrt. Er überreichte es Jane, der der Schweiß dick auf der Stirn lag. Erleichtert nahm sie es entgegen. »Das vergesse ich euch nie, daß ihr soviel Vertrauen in mich setzt.«

Jane verabschiedete sich. »Drückt mir und John die Daumen«, flüsterte sie.

»Klar.«

Sie ging. An der Tür warf sie den zusammengeknüllten Zettel über

ihre Schulter.

Dann betrat sie den Flur.

Nur bis zum Lift hatte sie es eilig. In der Halle unten ließ sie sich Zeit. Die Freunde sollten reagieren und die richten Schlüsse ziehen können.

Als sie endlich die Wagentür aufzog, empfing Myxin sie mit den Worten: »Hat ja sehr lange gedauert.«

»Stimmt«, Jane nickte. »Aber sie waren eben schwer davon zu überzeugen, daß ich das Kreuz brauchte.«

»Wo ist es jetzt?«

Jane deutete auf ihre Brust. »Dort.«

Myxin nickte lächelnd.

Die Detektivin startete. Sie wunderte sich, daß Myxin nicht nach ihrem Versprechen fragte, doch dann hob sie die Schultern. Sie hatte andere Sorgen, und die hießen John Sinclair.

***

Shao schüttelte verwundert den Kopf, und ihre langen schwarzen Haare flogen von einer Seite zur anderen. »Habt ihr so etwas schon mal erlebt? Ich nicht. So kenne ich Jane nicht.«

»Sie wird eben ihre Gründe gehabt haben«, erwiderte Suko.

»Du verstehst sie. Und wenn sie sich nun in Gefahr begibt? Was ist dann?«

»Zumindest weiß sie, wo John steckt«, überlegte Bill Conolly.

»Wir hätten sie doch nicht ziehen lassen sollen.« Er sprang auf. »Ich fahre hinterher.« Bill war schon auf dem halben Weg, als er das Knäuel auf dem Boden sah.

»He, das ist nicht von mir.« Blitzschnell hob er es auf und faltete es auseinander. »Da steht was. Verdammt, das ist Janes Schrift!«

Plötzlich standen die anderen neben Bill. Der ging etwas in die Knie, damit alle über seine Schulter schauen konnten.

Trotzdem las Bill laut. »Freunde, ich weiß unter Umständen, wo John steckt. Er ist ein Werwolf. Myxin saß in meinem Wagen. Kennt sich aus. Soll aber nichts sagen. Folgt mir. Viel Glück!«

»Wo steht der Porsche?« fragte Suko.

»Auf dem Parkplatz.«

»Los.«

Suko schnappte sich noch die Dämonenpeitsche und den silbernen Dolch. Er hatte kaum Zeit, sich von Shao zu verabschieden, denn Bill war bereits am Lift.

Sie zischten nach unten.

Jetzt kam es wirklich auf jede Sekunde an.

Der Chinese überreichte Bill den Dolch. »Der muß reichen. Die Beretta hast du noch?«

»Ja.«

Der Lift stoppte. Die beiden Männer hasteten sofort auf die Portiersloge zu.

»Ist Miß Collins schon lange weg?« fragte Bill. »Schnell, reden Sie!«

»Nein, äh…«

»Wo steht ihr Wagen?«

»Links, was eigentlich verboten ist, weil wir da immer parken. Aber ich…«

»Danke!« rief Bill.

Suko stand schon am Ausgang. »Ihr Wagen steht links an der Hauswand«, rief der Reporter dem Chinesen zu.

Suko nickte. »Komm hier vorbei.«

»Okay.« Bill Conolly rannte, was seine Füße hergaben.

Suko war da vorsichtiger. Wenn Jane Collins so geschrieben hatte, dann besaß sie ihre Gründe. Und Suko wollte ihren Plan nicht zerstören, indem man ihn zu früh sah.

Vorsichtig lief er bis zur Ecke vor.

Da hörte er auch schon den Motor des Käfers. Das mußte Jane Collins sein.

Suko zog sich sofort in Deckung der Eingangsdekoration zurück.

Langsam rollte der VW vorbei.

Jane hatte es bewußt nicht eilig.

Sie blinkte schließlich nach links, was Suko sich merkte. Auch wieder gemächlich reihte sie sich in den fließenden Verkehr.

Wenig später rauschte Bill heran.

Er brauchte gar nicht zu stoppen. Suko sprang während der Fahrt in den Porsche.

»Hast du sie?« fragte Bill.

»Klar.«

»Und wo?«

»Fädle dich links in den Verkehr. Ich schätze, daß wir sie noch kriegen…«

***

Goro schien nur aus Muskeln und Fell zu bestehen. Hinzu kam seine ungeheure Kraft, mit der er bestimmt hätte Bäume aus dem Boden reißen können.

Er war ein Kämpfer, ein Angreifer, ein Ungetüm – und er wollte mich zermalmen, in den Boden stampfen, vielleicht sogar töten, denn um die Gunst der schönen Lupina zu erringen, war ihm jedes Mittel recht.

Aber auch ich wollte sie haben, und deshalb stellte ich mich. Ich war ebenfalls verblendet, von Sinnen, irre, sonst hätte ich mich nie auf solche Wahnsinnsideen eingelassen.

Mit einem gewaltigen Sprung wuchtete Goro auf mich zu. Dieses

Bündel an Kraft, Stärke und Energie überwand fast die halbe Lichtung. Ich sah in den weit aufgerissenen Rachen, wo die langen Reißzähne blitzten, ließ ihn kommen und warf mich erst im allerletzten Augenblick zur Seite.

Er wischte vorbei.

Der Boden zitterte, als Goro aufprallte und sofort herumfuhr. Es sah aus, als ob er Angst hätte, daß ich mich in seinem ungeschützten Rücken hätte verbeißen können.

Lauernd blieb ich stehen.

Meine Arme waren leicht gespreizt, das Fell sträubte sich. Ich hatte einfach Angst, denn dem nächsten Tatzenschlag konnte ich kaum ausweichen, so hastig erfolgte er.

Plötzlich rissen scharfe Nägel durch mein Fell und zupften an einigen Stellen Büschel heraus.

Goro lachte wild.

Ich spürte die Schmerzen, ging zurück, bekam dadurch eine andere Sichtposition, und mein Blick traf die Königin der Wölfe, wie sie dastand und überheblich lächelte.

Wir kämpften um sie.

Und sie genoß es.

Nie wäre mir normalerweise so etwas eingefallen, aber ich war kein Mensch mehr, ich dachte wie ein Tier, ich wollte die Königin mein Eigen nennen können.

Deshalb griff ich an. Damit hatte Goro wohl nicht gerechnet. Er wankte zurück, ich riß meine Schnauze auf, und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich in seinen gelben Augen die Panik flackern.

Dann biß ich zu.

Zum erstenmal griff ich als Tier so an. Meine Zähne schlugen in die Schulter des Gegners, die mir hart wie Stein vorkam und ich deshalb weiter zudrückte.

Goro brüllte auf.

Dann hieb er seine Pranken in meine Hüften, hob mich hoch und schleuderte mich herum.

Ich ließ selbst meine Pranken niederfahren, drosch sie gegen seinen Schädel, und er ließ mich los.

Ich fiel zu Boden.

Er warf sich auf mich.

Ich sah einen riesigen Schatten, einen Berg, aber ich konnte nicht mehr ausweichen, er war schneller.

Die Last erdrückte mich fast.

Wie aus weiter Ferne vernahm ich das perlende Lachen der Wölfin. Und das gab mir Kraft und Widerstandswillen.

Ich wollte nicht untergehen.

Doch das war leichter gedacht als getan, denn der Werwolf über mir

hatte mörderische Kräfte. Mit seiner Kraft und mit seinem Gewicht nagelte er mich am Boden fest, und ich konnte nichts dagegen unternehmen, ich bekam ihn einfach nicht weg.

Er bewegte sich auf mir, der heiße, stinkende Raubtieratem wehte mir über den Schädel. Ich sah die mörderischen Reißzähne, deren einziges Ziel meine Kehle waren.

Wenn er zubiß, war ich verloren.

Ich kämpfte.

Alles setzte ich ein.

Die Lichtung war erfüllt von Kampfgeräuschen. Unser Keuchen, Knurren, Würgen und Heulen begleitete die Auseinandersetzung wie eine schaurige Melodie.

Plötzlich klappten seine beiden langen Kiefer zu. Ich wartete auf den heißen Schmerz, auf das sprudelnde Blut, doch Goro hatte zu früh zugebissen, er traf meinen Hals nicht, ich konnte mich ein wenig zur Seite drehen und gleichfalls zubeißen.

Wieder traf ich seine Schulter. Rot quoll es dort zwischen dem Fell hervor.

Sein Blut.

Und es regte mich an, mobilisierte meine Kräfte. Es gelang mir, ein Bein anzuziehen und meinen Fuß in seinen Unterleib zu stemmen. Dann hievte ich ihn ein Stück hoch.

Schwer fiel er auf die Seite, aber nicht auf mich. Er blieb neben mir liegen.

Ich brachte mich kriechend aus der Gefahrenzone und kam hoch.

Das Feuer tanzte vor meinen Augen. Ebenso wie die Königin der Wölfe oder die anderen Zuschauer. Ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten, doch nach einiger Zeit ging es wieder.

Goro war jetzt vorsichtiger geworden. Er umschlich mich wie eine Katze den heißen Brei. Aus seinem Maul drangen knurrende, drohende Laute.

Lupina lachte. »Du scheinst doch nicht so stark zu sein, Goro«, spottete sie.

Das war raffiniert gemacht. Sie heizte uns noch mehr ein, wir sollten noch verbissener kämpfen, denn schließlich ging es um sie, um ihre Gunst, da war ihr jedes Mittel recht.

Goro schüttelte unwillig den Schädel. Seine Bewegungen waren nicht mehr so geschmeidig wie am Beginn des Kampfes. Er hatte Kraft verloren, ebenso wie ich.

Die anderen drei Werwölfe standen auf dem Sprung. Sie lauerten darauf, daß einer von uns den Kampf verlor und der Sieger so geschwächt sein würde, daß sie ihn besiegen konnten.

»Wollt ihr euch ausruhen?« höhnte Lupina.

Das war für uns ein Startsignal.

Wir stürmten aufeinander zu. Keiner wich einen Zoll zur Seite.

Auf der Mitte der Lichtung krachten wir voll gegeneinander. Goro besaß noch mehr Kraft als ich. Er hieb seine Pranken in meine Schultern und drückte mich in die Knie.

Verzweifelt stemmte ich mich gegen den Griff, doch mein Gegner war zu stark. Er ließ mich nicht hochkommen. Im Gegenteil, er packte fester zu und schleuderte mich herum, so daß ich jetzt mit dem Rücken zum Feuer stand.

Ich ahnte, was er vorhatte. Er wollte mich allein durch seine immense Kraft besiegen und mich dabei ins Feuer schleudern.

Ich stemmte mich gegen seinen Griff, doch er schien seine Kraft verdoppelt zu haben. Immer näher brachte er mich dem verdammten Feuer. Ich hörte bereits das Knistern des Holzes und spürte die Hitze, die über meinen Rücken strich.

Noch ein, zwei Schritte, dann war es geschehen.

Goro schnaufte wild. Geifer tropfte aus seinem aufgerissenen Maul und platschte in dicken Tropfen zu Boden. Seine Augen blickten wild und waren haßerfüllt.

Wenn mir jetzt nichts einfiel, war ich verloren.

Ich war noch nicht völlig in meiner neuen Rolle aufgegangen, als daß ich mein Menschsein vergessen hätte, deshalb griff ich zu einem Trick.

Ich machte mich schlaff unter seinen zupackenden Pranken und sackte dann in den Knien durch.

Im nächsten Augenblick fiel ich hin.

Goro folgte mit seinem Körper meiner Bewegung, und das genau hatte ich erhofft.

Ich winkelte meine Beine an, rammte ihm beide Füße in den Leib, gab mir genügend Schwung und schleuderte ihn über meinen Körper hinweg.

Er landete in dem brennenden Holzstoß.

Funken wirbelten hoch. Kleinere Holzteile wirbelten als glühender Regen über die Lichtung, und die langen Feuerzungen leckten wie gierige Finger nach ihrem neuen Opfer.

Goro brannte.

Von einem roten Kranz umhüllt, jagte er in den Wald.

Die anderen rührten sich nicht.

Mit dieser Wendung des Kampfes hatte wohl niemand gerechnet.

Auch nicht Lupina.

Ich schaute sie an.

Ein nachdenklicher Ausdruck lag in ihren gelben Augen. Dann aber lächelte sie und sagte: »Du bist der Sieger!«

Ich nickte.

Aus meiner Schnauze tropfte ebenfalls Geifer. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, so schwindlig war mir. Dabei taumelte ich von

einer Seite zur anderen. Am liebsten hätte ich mich hingelegt und wäre eingeschlafen, doch der Kampf ging weiter.

Lupina hatte es so bestimmt, sie wich nicht davon ab.

Ihr Arm deutete auf die drei anderen. »Jetzt ihr«, sagte sie.

Darauf hatten die drei Wölfe nur gewartet. Sie waren frisch, hatten Kraft und stürmten auf mich zu…

***

Myxin wies der blonden Detektivin den Weg, und sie verließen London in nördlicher Richtung.

Kurz vor Harrow bogen sie nach Westen ab und fuhren in die Provinz Buckingham.

Es war längst ländlich geworden und auch dämmrig. Die Wagen hatten ihre Scheinwerfer eingeschaltet und breiteten einen hellen Teppich auf dem Grau des Asphalts.

Myxin sprach kaum. Die meiste Zeit hockte er auf seinem Sitz, hielt die Augen halb geschlossen und konzentrierte sich. Er schien in einer tiefen Meditation versunken zu sein, und Jane hütete sich, ihn zu stören.

Hin und wieder gab er an, wie sie zu fahren hatte.

»Ich spüre es!« flüsterte Myxin plötzlich. »Ich spüre es deutlich. Hier in der Nähe müssen wir abbiegen.«

Jane senkte das Tempo. »Gib aber früh genug Bescheid.«

»Natürlich.«

Die Detektivin schaute öfter als gewöhnlich in den Rückspiegel an der rechten Seite. Sie suchte nach Bills Wagen. Gesehen hatte sie ihn bisher nicht. Es befanden sich einige Scheinwerferpaare hinter ihnen, und es war wirklich schlecht, einen Wagen genauer zu identifizieren.

John Sinclair war ein Werwolf!

Um diese schlimme Tatsache drehten sich Janes Gedanken. Sie konnte es einfach nicht glauben, nicht solange sie ihn nicht mit eigenen Augen gesehen hatte.

Sie wollte sich überzeugen.

Wenn es tatsächlich stimmte, was geschah dann? Wie sollte John je wieder normal werden? Diese Frage quälte sie noch mehr. Sie hatte es bewußt vermieden, Myxin danach zu fragen, aus Angst, eine negative Antwort zu bekommen.

Einen Werwolf konnte man nur vernichten, das wußte Jane. John hatte es schließlich oft genug bewiesen.

Plötzlich wurde ihr das Kreuz auf der Brust zu einer wahren Last. Wenn sie es je gegen John Sinclair einsetzen mußte, würde es ihn dann vernichten?

Daran jetzt schon zu denken, weigerte sie sich. Sie wollte alles an sich herankommen lassen.

»Fahr an der nächsten Kreuzung rechts ab«, sagte Myxin.

Jane nickte.

Die Kreuzung tauchte nach etwa zwei Meilen auf. Geradeaus führte der Weg weiter nach Harrows, rechts stach eine schmale Straße in das flache Gelände.

Die Dunkelheit hatte sie bereits eingeholt. Die zahlreichen Waldgebiete wirkten wie finstere Buckel. Erste Nebelschwaden krochen über die Wiesen. Sie breiteten sich aus wie lange, geisterhafte Hände und verdichteten sich in der Nähe von Feuchtgebieten oder kleinen Bächen.

Die Straße wurde schmaler. Als Jane einmal in den Rückspiegel schaute, glaubte sie, weit hinter sich ein helles Scheinwerferpaar zu sehen.

Das konnten Bill und Suko sein.

Jane hoffte es sehr.

Plötzlich brodelte vor ihnen eine Nebelwand. Erschreckt stieg Jane auf die Bremse, denn aus der Wand tauchte ein helles Auge auf, das zu einem breiten Kreis wurde. Ein sattes Röhren ertönte, dann war der Motorradfahrer vorbei.

»Wahnsinn, bei dem Wetter so schnell zu fahren«, schimpfte die Detektivin.

Sie rollte im Schrittempo weiter und über eine schmale Steinbrücke. Unter ihnen gurgelte ein Bach.

Die Nebelwand verschwand wieder, und die Scheinwerferstrahlen leuchteten gegen Baumstämme und durchdrangen das Unterholz zwischen den einzelnen Bäumen.

Ein Wald nahm sie auf.

Hier wurde es wieder nebliger, weil sich die Feuchtigkeit zwischen den Bäumen sammeln und verdichten konnte. Als lange Schlieren trieben die Schleier kniehoch über die Fahrbahn.

Dann waren sie hindurch.

Nur noch auf der linken Seite wuchsen Bäume. Rechts befand sich freies Feld.

Der Weg beschrieb eine Rechtskurve. Jane zog den Wagen etwas zu schnell hinein, so daß auf der rutschigen Unterlage die Hinterreifen an Halt verloren, doch durch schnelles Gegenlenken brachte die Detektivin den Wagen wieder in die normale Spur.

Plötzlich deutete Myxin nach rechts.

»Sieh mal«, sagte er. »Da brennt irgend etwas.«

Jane ging sofort vom Gas.

Myxin hatte recht.

Wo sich das freie Gelände ausdehnte, stach deutlich durch die Dunkelheit eine flammende Säule. Und sie bewegte sich.

»Sieht fast aus wie ein Mensch«, murmelte Jane, und ein Schauer

rann über ihren Rücken.

»Ja, wir müßten auch bald an Lupinas Platz sein«, meinte Myxin.

»Vielleicht ist sie das«, sagte Jane. »Komm, wir sehen nach!«

Der kleine Magier war einverstanden.

Ebenso schnell wie Jane Collins verließ auch er den VW. Sie sprangen über den Straßengraben und liefen quer über das Brachland, wobei ihre Füße tief in den lehmigen Boden sanken und es gar nicht einfach war, weiterzulaufen. Vor allen Dingen für Jane Collins, die Schuhe mit höheren Absätzen trug.

Die Flammensäule bewegte sich jetzt nicht mehr. Sie war zur Ruhe gekommen und auch ineinandergefallen. Nur noch Reste zuckten auf.

Janes Atem flog. In der Dunkelheit täuschten Entfernungen, das merkte sie jetzt. Die Strecke war doch weiter, als sie angenommen hatte.

Sie mußten noch einen Bach überspringen, dann weitere hundert Yard laufen, bis sie den brennenden Gegenstand erreicht hatten.

Nur noch kleine Flammen zuckten aus dem Körper. Sie waren nicht einmal fingerhoch und sanken schnell in sich zusammen.

Stinkender Qualm stieg von dem verbrannten Etwas hoch, das vor ihnen am Boden lag.

Jane hielt sich die Nase zu.

Myxin schlich um den Körper herum. Dann blieb er stehen und bückte sich.

»Ein Mensch?« fragte Jane.

Myxin schüttelte den Kopf. »Kaum.«

»Was ist es dann?«

Der kleine Magier erhob sich wieder. »Das sieht mir, wenn ich die Überreste so betrachte, eher nach einem Werwolf aus. Ja, es muß ein Werwolf gewesen sein.«

Jane Collins erschrak. Das Blut stieg ihr in den Kopf. »Vielleicht John?«

»Nein, nein«, sagte Myxin schnell.

»Was macht dich so sicher?«

»Dieser verbrannte Tote war größer als John.«

»Aber John ist in der Nähe«, flüsterte die Detektivin.

Myxin nickte. »Das ist anzunehmen.« Er schaute sich um und deutete dorthin, wo auch der Werwolf aufgetaucht war. Dort existierte ein Wald, und wer wie Myxin genauer hinsah, entdeckte auch den schwachen roten Widerschein zwischen den Bäumen.

»Dort brennt etwas«, sagte der Magier. »Ich schätze, wir müssen uns ein wenig beeilen.«

Jane bewunderte die Ruhe dieses kleinen Mannes.

Myxin hatte es eilig. »Komm.« Er stieß Jane Collins an. »Vielleicht kommen wir gerade noch zur rechten Zeit.«

Jane Collins hatte Angst, als sie auf den dunklen Wald zulief. Sie dachte an ein Abenteuer, das gar nicht mal lange zurücklag. Dort war sie im Seelenwald gefangen gewesen.

Und hier? Was erwartete sie hier?

Eine noch schlimmere Sache. Hier erwartete sie ein zum Werwolf degenerierter John Sinclair.

Und Jane Collins holte das Kreuz hervor…

***

Ich war beileibe kein Feigling. Aber gegen drei Gegner – dazu noch geschwächt – kam ich wirklich nicht an. Da mußte ich zwangsläufig den kürzeren ziehen.

Was blieb mir? Die Flucht? Zu spät. Das hätte ich mir vorher überlegen sollen, außerdem war ich viel zu schwach auf den Beinen, die Werwölfe hätten mich leicht eingeholt.

Und ich dachte an Lupina, die herrliche Wölfin. Ich wollte sie nicht verlieren, sondern gewinnen. Sie sollte mich in Zukunft begleiten, und deshalb nahm ich den Kampf auf.

Zu meinem Glück hatten die drei Werwölfe keine Kampfroutine.

Sie waren zu jung, zu ungestüm, wollten alles auf einmal haben und behinderten sich beim Vorwärtsstürmen gegenseitig. Als mich der erste erreichte, konnte ich ihn mit einem Fußtritt aus dem Weg räumen, den zweiten schleuderte ich über meine Schulter, und den dritten packte ich mit beiden Krallen.

Da biß er zu.

Ich konnte den Schädel nicht schnell genug zur Seite nehmen, die Zähne hackten in meine Wange. Blut pulste aus der Wunde. Das machte mich rasend.

Ich heulte auf, bekam meinen Gegner etwa in der Körpermitte zu fassen und schleuderte ihn wild herum.

Er flog in das Feuer.

Hinter mir hörte ich die Schreie. Dann wischte der aus den Flammen taumelnde Wolf an mir vorbei und stürzte vor Lupina zu Boden.

Es stank nach verbranntem Fell.

Ich aber hatte eine Idee. Da ich einen langen Kampf nie würde durchhalten können, mußte ich es anders versuchen. Ich sah einen noch brennenden Balken mit seiner schon verkohlten Seite aus dem Feuer ragen, während die andere Hälfte noch von den glühenden Flammen umtanzt wurde.

Den Balken packte ich mir.

Ich stand noch gebückt, als mich die beiden angriffen. Aus der Hocke kam ich hoch, hielt den Balken mit beiden Händen fest umklammert und haute ihn den anstürmenden Werwölfen um die Ohren.

Sie kamen nicht mehr dazu, auszuweichen. Ihre Schädel schlugen

zusammen, das brennende Holz platzte auseinander, glühende Teile regneten über die Lichtung und setzten sich auch im Fell der beiden Bestien, wo es zu qualmen begann, aber dieser Schlag hatte gereicht, um ihre erste Wut zu stoppen.

Ich war noch nicht am Ende.

Sämtliche vorhandenen Kräfte hatte ich zusammengerafft. Mit der brennenden Holzbohle stürmte ich auf die beiden Gegner zu und schlug wie ein Berserker um mich.

Sie heulten, fauchten und wüteten. Eine Chance hatten sie nicht.

Ich war nicht zu bremsen.

Quer über die Lichtung trieb ich sie. Stolpernd und taumelnd verließen sie den Platz und verschwanden im Wald.

Vor ihnen hatte ich Ruhe. Mit einer letzten wütenden Bewegung schleuderte ich den Balken zurück in das Feuer, wo er nochmals Funken hochschleuderte und schließlich liegenblieb.

Jetzt ging es mir besser.

Ich hatte sie alle geschafft. Einer lag noch vor den Füßen der Wölfin.

Hoheitsvoll – in diesen Augenblicken erinnerte sie mich wirklich an eine Königin – stieg sie über den Werwolf hinweg. Sie hatte keinen Blick mehr für die Kreatur.

Nur einer zählte: der Sieger.

Und das war ich.

Aber mir ging es in diesen Augenblicken verdammt miserabel. Es bereitete mir große Mühe, überhaupt auf den Beinen zu bleiben.

Hin und wieder schwankte ich, da drehte sich alles vor mir. Der Wald, der Boden, die Feuerstelle…

Bis ich ihre Stimme hörte. »Du hast es geschafft, John Sinclair. Du hast tatsächlich das erreicht, was niemand vor dir geschafft hat. Du bist ein wahrer Meister.«

Ich hörte ihre Worte, und sie machten mich glücklich. Doch Kraft gaben sie mir keine. Ich riß weit meine Schnauze auf. Jetzt hätte ich gern etwas getrunken, statt dessen torkelte ich über die Wiese und spürte die Schmerzen auf meinem Gesicht, wo mich der Biß meines Gegners getroffen hatte.

Dann blieb ich einfach sitzen und starrte in das Feuer, dessen Flammen verdammt klein geworden waren.

Lupina ging hin, nahm Holz und warf es in das fast verlöschende Feuer.

Die kleinen Zungen leckten hin und her, fanden die neue Nahrung und griffen sofort danach.

Schon bald glühten die nächsten Äste und wurde es auch wieder heller, auf der Lichtung. Ich konnte die Wölfin sehen. Ihr blondes Haar wurde vom Widerschein des Feuers getroffen und mit einem rötlichen Schein überzogen. Ihr Gesicht lag etwas im Schatten, was dem Reiz

dieser Fraubestie aber keinen Abbruch tat.

Mir gefiel sie.

»Werde ich dein König?« fragte ich.

»Ja.«

»Und wann?«

»Habe ich dir nicht gesagt, daß die unheilige Trauung um Mitternacht stattfindet?«

»Ja, das hast du.«

»Dann warte so lange.« Die Antwort klang ziemlich schroff, und ich fragte mich, ob sie diese Heirat überhaupt gewollt hatte oder nur bei einem brutalen Spiel zusehen wollte?

Doch ihr Lächeln machte mir wieder Hoffnung. »Ich habe es nicht so gemeint, Liebster. Entschuldige.«

Ich fühlte mich geschmeichelt. Liebster, hatte sie gesagt. Wie sich das anhörte.

Mir ging es plötzlich wieder besser. Ich war davon überzeugt, doch den richtigen Entschluß gefaßt zu haben.

Ich schaute zum Himmel hoch.

Dort leuchtete der fahle Vollmond. Er kam mir vor wie ein alles sehendes Auge. Ja, dieser Mond würde mit seinem silbernen Licht uns beiden die Kraft geben, die wir brauchten.

Die anderen Widersacher waren verschwunden. Sie hatten sich zurück in den Wald verzogen und würden wohl kaum mehr wiederkommen, denn ihre Angst war zu groß.

Goro war verbrannt, und der dritte Gegner?

Er lag am Rand der Lichtung, war schwerverletzt, wollte sich immer erheben, doch sobald er die Arme aufgestützt und durchgedrückt hatte, fiel er wieder zusammen.

Er bedeutete keine Gefahr.

Lupina war am Rand des Feuers stehengeblieben. Sie schaute mich an.

»Warum kommst du nicht her?« fragte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf und meinte: »Hast du schon einmal getötet, John Sinclair?«

Ich nickte heftig.

»Wen?«

»Goro.«

»Ihn meine ich nicht. Menschen – hast du schon einmal Menschen getötet?«

»Nein.«

»Aber du würdest es tun?«

»Wenn es für dich ist…«

»Auch deine Freunde?«

»Ich habe keine Freunde.«

»Die von früher.«
»Ja, ich würde sie töten. Sie gehören nicht mehr zu mir. Es sind jetzt meine Feinde. Wann soll ich sie töten?«
»Vielleicht schon früher, als du denkst, John Sinclair.«
»Wie meinst du das?«
»Ich spüre die Gefahr. Wir sind nicht mehr allein. Irgend etwas bewegt sich auf uns zu. Ich wittere es.«
»Was ist es?«
Ihre Augen leuchteten plötzlich hellgelb. »Menschen. Es sind Menschen, John!«
Ich vergaß meine Schmerzen. Menschen, hatte sie gesagt. Menschen, das bedeutete Feinde und Opfer.
Sollte ich das Glück haben, noch in dieser Nacht mein erstes Opfer reißen zu können?
Ich stand auf. »Wo sind sie?«
»Keine Ahnung.« Lupina trat vom Feuer weg und ging zum Rand der Lichtung, wo es dunkler war.
Auch ich setzte mich in Bewegung. Längst nicht so geschmeidig wie zuvor. Mein Gang war schleppender geworden, der lange Kampf hatte mich Kraft gekostet.
Neben Lupina blieb ich stehen.
Ich fühlte ihre Nähe, ich roch sie. Und ich mochte dieses Geschöpf mit dem Gesicht einer schönen Frau und dem Körper einer Bestie. An manchen Stellen schimmerte ihr Fell ebenso golden wie das lange Haar. Sie war eine Schönheit. Da ich so dicht neben ihr stand, nahm ich den wilden Geruch in mir auf, den sie ausströmte.
Ich hob einen Arm und legte ihn um ihre Schulter. Sie schauderte unter dem Griff und preßte sich enger an mich.
So warteten wir.
Die Zeit verging.
Wir lauschten. Wir hörten die Geräusche des Waldes. Es war ja nie ruhig, da knackten Äste, da scheuerte Gras, da raschelte es – und da waren Schritte.
Im nächsten Augenblick betrat jemand die Lichtung. Eine blonde Frau. Jane Collins!

***

Jane Collins hatte Angst, sagenhafte Angst. Doch Myxin, der kleine Magier, hatte sie gedrängt, die Lichtung zu betreten. Und sie hatte gehorcht.
Hinter ihr lag eine Wanderung durch einen stockfinsteren Wald, doch sie hatte sich immer nach dem schwachen Schein des Feuers orientieren können.
Sie hatten auch Gestalten gesehen. Schreckliche Geschöpfe, die von

der Lichtung weg durch den Wald hetzten, als befänden sie sich auf der Flucht.

Die Werwölfe flohen! Doch vor wem?

Dann standen sie schließlich an der Lichtung. Gedeckt durch dicke Baumstämme.

Sie sahen das Feuer, den Widerschein, das Schattenspiel, und die beiden Menschen.

Menschen?

Nein, das waren Bestien.

Eine davon eine Frau. Langes, blondes Haar floß bis auf die Schultern, doch die waren bereits von einem braunen, manchmal hell schimmernden Pelz bedeckt, wie ihn Werwölfe hatten.

Und der andere Werwolf. War das John Sinclair?

Jane schaute aus ihrer Deckung genauer hin, doch sie konnte nichts erkennen. Da wies nichts auf John hin. Alles war so fremd, so schlimm, so anders.

Grausam…

Jetzt schritt der Werwolf auf die Fraubestie zu. Er blieb neben ihr stehen, legte ihr dann liebevoll den Arm über die Schulter, und diese Geste gab Jane einen tiefen Stich.

Sie schluckte hart.

John hatte sich abgewandt. Einer anderen zu. Nur weg von ihr.

Sie stöhnte auf.

Myxin, der neben ihr stand, legte ihr die Hand auf den Rücken.

Er ahnte, was in der Detektivin vorging, aber sie mußte das jetzt durchstehen, wenn sie John retten wollte.

»Du mußt jetzt gehen!« hauchte er. »Kämpfe um ihn. Zeige den beiden, daß du auch noch da bist und John nicht vergessen hast.«

Jane Collins nickte tapfer.

Und sie ging, betrat die Lichtung.

»Das Kreuz hoch«, hauchte Myxin ihr nach. »Es ist dein Trumpf.«

Jane hörte die Worte und nickte automatisch. Sie ging, als hätte sie Pudding in den Knien. Alles verschwamm vor ihren Augen. Das Feuer wurde zu einer roten Wüste, der Boden schwankte, als wäre er ein gewaltiges Meer, doch sie ging weiter. Die Kette hatte sie sich über den Kopf gestreift, das Kreuz hielt sie mit der rechten Hand fest umklammert. Es gab ihr Halt, Sicherheit.

Sie dachte daran, daß es einem anderen gehörte, einem, der sich jetzt dem Bösen verschworen hatte.

Mitten auf der Lichtung blieb sie stehen. Die Flammen befanden sich hinter ihr. Janes bizarres Schattenbild zuckte über den Boden.

Das Kreuz wurde um das Mehrfache vergrößert.

Jane Collins wagte kaum den Blick zu heben. Es fiel ihr unendlich schwer – ihr Kopf schien mit Blei gefüllt zu sein – doch es mußte sein.

Sie schaute den Werwolf an, der einmal ihr Freund und Geliebter John Sinclair gewesen war.

Sie sah jetzt eine Bestie mit kalten gelben Raubtieraugen, einer weit vorgezogenen Schnauze, dichtem Fell – eine Schauergestalt, wie sie im Buche stand.

Ein Werwolf eben!

Und diesen Wolf hatte sie einmal geliebt?

Unmöglich.

Nichts erinnerte mehr an John Sinclair. Seine Augen nicht, sein Äußeres nicht. Er war völlig degeneriert, war zu einem Tier geworden, zu einer Bestie.

»John!« rief Jane Collins, und sie, merkte, wie sehr ihre Stimme im Hals kratzte. »John! Hörst du mich?«

Ja, ich hörte die Stimme. Diese Frau rief ja laut genug. Was wollte sie?

Ich schüttelte den Kopf. Sah sie dort stehen. Sie hatte ebenso langes Haar wie Lupina. Und war wunderschön, wenn man sie als Mensch betrachtete.

Aber ich sah sie als Tier, als Bestie. Und ich sah in ihr das potentielle Opfer!

Sie mußte sterben.

»John!« Wieder die Stimme.

Sie kam mir bekannt vor. Ja, ich hatte sie schon mehrmals vernommen. Aber wo? Früher – irgendwann mal. Doch das war in einem anderen Leben. Sie sollte nicht mehr kommen.

Nein, verdammt!

Meine Schnauze öffnete sich. Ich stieß ein drohendes Knurren aus. Dabei merkte ich, wie sich mein Fell sträubte, die feinen Haare zitterten, als würden unsichtbare Hände über sie streichen.

Warum ging sie nicht weg? Warum verschwand sie nicht und nahm das mit, was sie in den Händen hielt.

Es war ein Gegenstand, den ich nicht mochte, den ich nicht wollte, der mir allein schon vom Ansehen körperliche Schmerzen bereitete.

Ein Kreuz, der Feind alles Bösen!

Ich nahm die Hand von Lupinas Schulter. Endlich sagte die Wölfin auch etwas.

»Wer ist sie? Kennst du sie? Sie gehörte zu dir, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie ist schön.«

»Nein!« flüsterte ich. »Sie ist nicht schön. Sie kann nicht schön sein. Du bist es. Sie ist häßlich. Ich will sie nicht sehen.«

»Dann schick sie weg.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich will sie töten!« zischte ich. »Sie soll nicht mehr leben! Sie soll tot vor mir liegen. Ich werde sie zerreißen!«

»Ja, John, so ist es richtig. So will ich dich haben. So bist du mein König. Und nur so werden wir beide uns verstehen. Glaube es mir. Dann geh zu ihr!«

Ich setzte mich in Bewegung.

Schritt für Schritt ging ich vor.

Und bei jedem Zoll, den ich zurücklegte, spürte ich die Aura des Kreuzes. Sie wurde stärker. Heiß strich es über mein Fell, wie Feuer, das mich verbrennen wollte.

Aber ich gab nicht auf, sondern ging weiter.

Einen Schritt vor ihr blieb ich stehen. Die Aura war schlimm geworden. Sie raubte mir die Luft. Ich konnte kaum auf dieses hell glitzernde Kreuz schauen, das mich höhnisch anzugrinsen schien, ich mußte den Blick senken.

»Willst du wieder zurück, John?« fragte Jane Collins. Sie sprach leise, und ich hörte, daß sie weinte.

Aber was ging mich das an? Stumm schüttelte ich meinen Schädel. »Nein, ich will nicht zurück, nicht zu dir!«

»Aber du gehörst zu uns, John. Denk daran. Wir warten auf dich. Suko, Bill, Shao, Sheila, Myxin, Will Mallman – all deine Freunde, die dich lieben und ins Herz geschlossen haben.«

Ich machte einen schlürfenden Atemzug. »Nein!« heulte ich.

»Nein und nein! Mein Platz ist hier. Bei Lupina. Du bist ein Mensch. Menschen sind meine Feinde. Und Feinde muß ich vernichten. Ich muß es einfach machen!«

»Zum letztenmal, John! Komm zurück. Ich bitte dich darum!«

»Nein!«

»Was willst du dann?« Jetzt schrie auch Jane.

»Dich töten!«

***

Atemlos hatte Myxin dem Dialog gelauscht. Auch er war von meiner Wandlung entsetzt, hatte sich aber schneller wieder unter Kontrolle als Jane Collins.

Und er beobachtete genau. Er wollte eingreifen, wenn es nicht anders ging. Aber er hatte keine Waffe, nur seinen Geist, und beschwören, konnte er den Werwolf nicht – nur ablenken.

Das mußte reichen.

Aber vielleicht schaffte es Jane auch so.

Das Kreuz warf einen langen Schatten auf die Erde. Das Silber jedoch gleißte in der Dunkelheit, es strahlte die Macht des Guten ab.

Von den vier Erzengeln gezeichnet, war es ein stetiger und kompromißloser Feind des Bösen.

Das Kreuz ohne John Sinclair? Undenkbar. Doch es war eingetroffen.

Das Kruzifix würde sich gegen John stellen. Es würde ihn töten, wenn alle Stricke rissen.

Selbst Myxin nahm die Szene mit. Obwohl er im eigentlichen Sinne kein Mensch war, hatte er die Gefühle der Menschen kennengelernt, er wußte auch, wie Jane Collins und John Sinclair zueinander standen.

Er vernahm ihre letzte Frage, die sie der Bestie Sinclair entgegenschrie.

Und er vernahm die Antwort.

»Dich töten!«

Da trat Myxin vor. Zwei Schritte brachten den Magier bis auf die Lichtung und an den Rand des Feuerscheins.

»Halt!« rief er und hob den rechten Arm. »Willst du sie wirklich töten, John Sinclair?«

Seine Stimme klang nicht laut, aber sie drang auch in Lupinas und meinen Gehörgang.

Ich drehte den Schädel.

Am Rand der kleinen Lichtung stand eine Gestalt. Nicht groß, aber respekteinflößend. Ich dachte nach, und ich kam zu dem Entschluß, daß ich diesen Mann kannte, ja, kennen mußte.

Es war Myxin.

Ein Freund und Opfer! Er war waffenlos.

Ich fletschte die Zähne. »Was willst du hier?« fragte ich ihn.

Myxin lächelte. »Ich bin zusammen mit Jane gekommen, um dich mitzunehmen, John Sinclair. Ich möchte, daß du uns begleitest. Wir werden schon einen Weg finden.«

Das Knurren entstand tief in meiner Kehle und wanderte langsam höher. Dann aber brach es aus mir heraus. »Nein!« fauchte ich.

»Nein und abermals nein! Mein Platz ist hier. An der Seite Lupinas. Ich bin ihr König, und ich werde einen Teufel tun und mitgehen. Ich bleibe hier! Habt ihr gehört? Ich bleibe hier. Verschwinde, du Wicht, oder ich zerreiße dich!«

»Das wirst du nicht wagen!« sagte Myxin.

Ich lachte auf. Dieser Wurm hatte mich beleidigt. Dieser kleine miese Wicht. Er nahm mich nicht ernst, doch er sollte mich kennenlernen. Jetzt sofort.

Ich besaß wieder genügend Kraft. Diesen kleinen Menschen würde ich in zwei Hälften teilen. Ein Sprung, und ich hatte ihn.

Blitzschnell stieß ich mich ab und hechtete auf den kleinen Magier zu.

»John! Nein…!« schrie Jane Collins und hob den Arm, um das Kreuz zu schleudern.

Im gleichen Augenblick jagte auch Lupina los, und es fielen im Wald Schüsse.

Die Ereignisse eskalierten, der nackte Terror begann!

***

Bill Conolly war naßgeschwitzt. Nicht nur, weil er nervös war, sondern weil die Verfolgungsjagd doch an den Nerven zerrte. Dieses langsame Fahren waren für seinen Wagen und für ihn das reinste Gift, doch eine andere Möglichkeit gab es nicht, wenn er am Ball bleiben wollte.

Bill Conolly hatte es tatsächlich geschafft und den VW nicht aus den Augen verloren. Die Heckleuchten waren gut auszumachen.

Zudem gab Suko mit acht.

»Das hat sie ja raffiniert gemacht«, sagte Bill. »Wahrscheinlich hat Myxin ihr verboten, zu sprechen.«

»Das vermute ich auch.«

»Bin gespannt, wo die uns hinschleppt«, murmelte Bill. »Glaube nicht, daß sie es bis nach Harrows bringt.«

Bill sollte recht behalten. Schon bald fuhren sie von der Schnellstraße ab.

»Ins Gelände!« rief der Reporter. »Auch das noch.«

Jetzt wurde es kritischer. Schlagartig nahm der Autoverkehr ab.

Wer jetzt einem Wagen nachfuhr, war als Verfolger sehr leicht auszumachen, denn die Straßen waren praktisch leer.

Bill mußte weiter zurückbleiben.

Und er war froh, wenn er hinter jeder Kurve wieder die glühenden Rücklichtaugen auftauchen sah.

So ging es eine ganze Weile. Die Fahrt begann schon langweilig zu werden, als Nebelbänke erschienen.

Bill schimpfte.

Nach dem Nebel sah er die Rücklichter wieder.

Und dann waren sie plötzlich verschwunden.

Aber nicht vom Nebel verschluckt, sondern auf ziemlich freier Strecke mit klarer Sicht.

Auch Bill stoppte.

Die beiden Männer verließen den Porsche. Auf dem Lack lag eine feuchte Schicht. Bill hatte den Wagen links an den Waldrand gefahren und die Lichter gelöscht.

Dunkelheit umgab sie.

Vergeblich durchbohrten die Blicke der beiden Männer die Finsternis. Von dem VW und auch von Jane Collins war nichts zu sehen.

Dafür sahen sie in der Ferne einen glühenden Punkt. Suko entdeckte ihn zuerst, und er erkannte auch, daß sich der Punkt bewegte.

Sofort machte er Bill darauf aufmerksam.

Der Reporter und sein chinesischer Begleiter zögerten keine Sekunde. Sie machten sich auf den Weg, wobei sie sich quer in das Gelände

schlugen.

Der Boden unter ihren Füßen war weich, nachgiebig, manchmal federnd. Hohes Gras wischte über ihre Hosenbeine und feuchtete sie an. Bill schimpfte leise, Suko, der ein Stück voranschritt, sagte nichts.

Plötzlich war auch das Glühen nicht mehr vorhanden.

Einfach weg!

Sie behielten jedoch die Richtung bei, sahen zwar Jane und Myxin nicht, dafür jedoch gelangten sie an einen Bach, dessen Ufer vom Nebel umwölkt waren, und sie fanden eine verkohlte Leiche.

»Verdammt«, sagte Bill und ging in die Knie.

Im Schein einer Taschenlampe schauten sie sich den Toten an.

»Viel zu erkennen ist nicht mehr«, stellte Suko nüchtern fest.

»Aber ich glaube mit Bestimmtheit sagen zu können, daß es nicht John Sinclair ist.«

Bill rollte ein Stein vom Herzen. Er geriet direkt in eine euphorische Stimmung und rieb sich die Hände. »Los, packen wir's an!« imitierte er einen alten Werbespruch.

Suko war dafür, vorsichtiger zu Werke zu gehen. Er bückte sich noch einmal und rieb Asche zwischen seinen Fingern. Dann erhob er sich und hielt Bill Conolly etwas dicht vor die Augen.

»Was ist das?«

»Ein Stück Fell.«

Der Reporter schaltete schnell. »Was beweist, daß wir es hier mit einer Werwolfleiche zu tun haben.«

»Davon können wir ausgehen.«

Bill Conolly wurde plötzlich blaß. »Dann könnte es doch sein, daß der Tote hier John Sinclair…«

»Könnte – aber glaube ich nicht«, sagte Suko schnell. »Es werden sicherlich noch mehr Werwölfe unterwegs sein.«

Auf diese Bemerkung hin zog der Reporter seine mit Silberkugel geladene Beretta.

Auch Suko nahm die Waffe zur Hand.

Bis sie den Waldrand erreicht hatten, schwiegen sie. Und Suko war es, der den rötlichen Schein zwischen den Bäumen entdeckte.

»Da brennt doch was!« murmelte er.

Auch Bill schaute genauer hin.

Ein Waldbrand war es nicht. Darüber herrschte zwischen den Männern Einigkeit. Also mußte jemand – vielleicht auf einer Lichtung – ein Feuer angezündet haben.

Warum?

So leise wie möglich drangen die beiden Männer in den Wald ein.

Die Dunkelheit verschluckte sie. Da die Bäume noch fast alle Blätter trugen, sickerte das Mondlicht nicht durch. Oft streiften niedrig hängende Äste und Zweige ihre Gesichter. Unter ihren Schuhen

knackte es einige Male, wenn sie Zweige zertraten.
Plötzlich hörten sie die Geräusche.
Abrupt blieben die Männer stehen.
Es war ein Brechen von Ästen, dazu ein wildes Keuchen und dumpfe, schnelle Schritte auf dem Boden.
Jemand kam!
Suko und Bill nahmen gespannte Haltungen an. In Deckung von Baumstämmen lauerten sie.
Und wie aus dem Boden gewachsen, tauchten zwei gewaltige Schatten auf.
Werwölfe!
Sie sahen die schmalen, gelben Raubtieraugen, hörten das gefährliche Keuchen, und im nächsten Augenblick waren die beiden Bestien bereits in ihrer Nähe.
Ein paar Baumstämme trennten sie noch.
»Sollen wir?« zischte Bill.
»Klar!«
Die Werwölfe hatten sich geteilt. Deshalb konnten sich Suko und Bill jeweils einen vornehmen.
Bill rechts, Suko links.
Der Chinese tauchte urplötzlich vor der Bestie auf, hatte aber das Pech, auf einer aus dem Boden ragenden Wurzel auszurutschen.
Deshalb bekam die Bestie eine Chance.
Suko hatte Mühe, mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, bückte sich dabei, und der Werwolf krachte auf seinen Rücken.
Suko brach zusammen.
Mit dem Gesicht zuerst fiel er in den Schmutz, und der Dreck drang in seinen Mund. Der Werwolf hockte auf ihm, heißer Atem streifte seinen Nacken, und Suko hatte Angst, daß die Reißzähne der Bestie zubeißen würden.
Er machte einen Buckel, krümmte sich zusammen, und damit hatte der Werwolf nicht gerechnet.
Er rollte von Sukos Rücken.
Sofort war der Chinese auf den Beinen. Aber auch der Werwolf sprang auf.
Suko hielt noch die Beretta fest.
Er schoß.
Zweimal jagte er das geweihte Silber in die Brust des Werwolfs.
Das Riesentier wurde gestoppt, heulte auf, riß die Arme hoch und taumelte zurück. Mit dem Rücken drückte er gegen einen tiefhängenden Ast, der sich durchbog, das Gewicht nicht mehr hielt und brach.
Mit dem Ast fiel auch der Werwolf.
Schwer krachte er auf den Rücken. Seine Pranken kratzten in letzten

Zuckungen den Boden auf, dann wurde das Fell blaß, wechselte über in eine graue Farbe und verdorrte.

Suko wandte sich ab. Dieser Werwolf würde keinem mehr etwas zuleide tun. Dafür hatte er gesorgt.

Aber wo steckte Bill?

Suko schaute sich um.

Er sah den Reporter nicht, hörte jedoch Kampfgeräusche. Sie klangen weiter links auf.

Und da sah Suko die beiden.

Ineinander verkrallt rollten sie über den Boden. Bill befand sich in einer schlechteren Position. Die Bestie jaulte und kreischte, sie hatte das Maul weit aufgerissen, aus dem gelblichweißer Geifer drang. Bill hatte die Arme anwinkeln können und schützte verzweifelt seine Kehle. Es war ihm sogar gelungen, einen Handballen unter das Kinn des Werwolfs zu drücken, doch lange würde er nicht widerstehen können.

Das sah auch Suko.

Und er handelte.

Ein Fußtritt schleuderte die mordgierige Bestie von dem Reporter herunter. Suko hatte so hart zugetreten, daß sich der Werwolf sogar noch überschlug. Mit dem Kopf prallte er gegen einen Baumstamm, fauchte wild und erhob sich.

Suko sah Bills Pistole am Boden liegen und kickte sie ihm zu.

»Laß mir die Bestie!« keuchte der Reporter. Er schnappte sich die Waffe und zielte. Obwohl seine rechte Hand zitterte, fand die Kugel ihr Ziel.

Sie zerschmetterte den Kopf.

Der Werwolf krachte zwischen abgestorbene, auf dem Boden herumliegende Äste. Wie er verging, das wollten Suko und Bill nicht sehen. Hauptsache, es war erledigt.

»Danke!« keuchte der Reporter.

Suko winkte ab.

»Das waren zwei«, sagte Bill. »Bin gespannt, wie viele uns noch über den Weg laufen.«

»Einer wird John sein!«

Suko sagte den Satz und senkte gleichzeitig den Kopf. Er schaute zu den ausgeschalteten Bestien hin. Auch Bill wußte, was er damit gemeint hatte.

Hoffentlich mußten sie nicht auch schießen. Es war unvorstellbar, den eigenen Freund zu töten.

Aber wenn es keine andere Möglichkeit gab?

»Wir werden es schon schaffen«, sagte der Chinese, und seine Stimme klang rauh dabei.

So ganz schien er nicht davon überzeugt zu sein…

***

Ich konzentrierte mich auf Myxin. Den mußte ich vernichten, um danach bei Jane Collins freie Bahn zu haben. Dabei bemerkte ich, wie sie den rechten Arm hob und das Kreuz werfen wollte. Unwillkürlich duckte ich mich. Die Bewegung kostete Zehntelsekunden, eine Zeit, die Myxin nutzte und sich zu Boden warf.

Gleichzeitig stieß sich Lupina ab.

Und sie hatte alles in den Sprung hineingelegt, was sie an Kraft besaß.

Ihr Körper flog durch die Luft, die langen Haare wirbelten durcheinander, und als Jane Collins in ihrer Verzweiflung das Kreuz schleuderte, befand sich die Wölfin zwischen ihr und mir.

Das Kreuz traf Lupina.

Sie schrie auf. An der Hüfte hatte sie es berührt, war aber dann zu Boden gefallen und blieb dort liegen.

Lupina spürte einen brennenden Schmerz, ihr schönes Gesicht verzerrte sich, und der nackte Haß strahlte gegen Jane Collins ab.

Jane warf sich vor. Sie wollte das Kreuz aufheben, um damit Lupina zu attackieren.

Das bekam die Wölfin mit.

Sie tauchte zur Seite, und bevor Jane das Kruzifix zu fassen bekam, schleuderte ihr Lupina Dreck ins Gesicht.

Jane griff daneben.

Sekundenlang war sie blind. Sie kassierte einen harten Treffer, der sie zurückwarf. Lang schlug Jane Collins auf den Boden.

Dann war Lupina über ihr.

Sie wollte Jane Collins töten. Ihre Rivalin mußte aus der Welt geschafft werden, denn sie würde nie aufgeben, um John Sinclair zu kämpfen.

Und der gehörte ihr.

Ihr ganz allein!

Jane spürte die Wucht des Aufpralls, als Lupina gegen sie fiel.

Eine Krallenhand fuhr durch ihr Gesicht, kratzte die Haut auf, und Jane zuckte unter dem brennenden Schmerz zusammen. Doch sie gab nicht auf. Sie kämpfte, gab sich nicht geschlagen und stieß ihren Kopf hoch. Mit der Stirn traf sie Lupinas Gesicht.

Die Königin der Wölfe jaulte. Tränen schossen aus ihren Augen, die Zähne hatte sie gefletscht, und Jane sah, daß sie gebogen waren wie bei einem Raubtier.

Lupina konnte einen Menschen damit zerreißen.

Jane rollte sich zur Seite, während Lupina sich bei ihr festkrallte und mitgerissen würde.

Dabei schlugen die beiden Gegnerinnen aufeinander ein, trafen auch, bissen und kratzten.

Dieser Kampf wurde wider alle Regeln geführt, hier ging es um die reine Existenz.

Dabei kamen sie dem langsam verglimmenden Feuer immer näher, doch keiner von ihnen merkte es oder nahm davon Notiz.

Ich hatte das Kreuz verfehlt, dafür bekam ich nun freie Bahn. Myxin schien mir gefährlicher zu sein als Jane. Ich wollte ihn vorher töten.

Doch meine Hände griffen ins Leere. Myxin war verschwunden.

Er hatte aber, während er sich über den Boden rollte, einen Ast gepackt, und als ich mich gegen ihn werfen wollte, schlug er zu.

Den Schlag nahm ich voll.

Er traf mich zwar nicht am Kopf, jedoch an der Brust. Für einen Moment hielt er mich auf.

»Laß es sein, John!« warnte Myxin. »Keinen Schritt mehr weiter. Ich bitte dich!«

Ich knurrte ihn an.

Nicht im Traum dachte ich daran, seinem Befehl nachzukommen.

Myxin sollte und mußte sterben.

Voll ging ich in den nächsten Schlag hinein.

Ich war nicht mehr so empfindlich wie ein Mensch, ich konnte als Werwolf mehr vertragen, und das merkte auch Myxin.

Der Ast hämmerte gegen meine breite Brust. Sein Ende streifte mich noch am Kinn, aber das hatte keinerlei Bedeutung. Wichtig allein war, daß der Ast brach.

Splitternd ging er entzwei. Eine Hälfte segelte davon, die andere behielt Myxin in der Hand.

Er starrte darauf, als könne er nicht begreifen, daß ich den Angriff überstanden hatte.

Lange ließ ich ihm keine Zeit.

Mein Angriff kam.

Diesmal hatte Myxin nichts entgegenzusetzen. Ich wuchtete gegen ihn, riß ihn förmlich von den Beinen und begrub ihn unter mir. Mit meinen Knien drückte ich seine Arme am Boden fest, die Klauen krallten sich in sein Haar, bogen den Kopf zurück, und ich schaute auf Myxins Kehle und in seine Augen.

Weit riß ich Mund und Augen auf.

»John!« keuchte er. »John, was tust du?«

»Töten!« knurrte ich. »Ich will dich töten!«

***

Jane Collins kämpfte verbissen. Ihr war eins klar. Wenn sie verlor, war alles aus. Dann hatte die Gegenseite Oberwasser, und sie würde eiskalt sein und kein Erbarmen kennen.

Der Kampf hatte die Detektivin gezeichnet. Immer wieder versuchte die Wölfin, ihr das Gesicht aufzukratzen, doch Jane verteidigte sich

geschickt.

Es gelang ihr sogar, die Beine anzuziehen und Lupina von sich wegzustoßen.

Für Sekunden bekam Jane Luft.

Sie sprang auf. Allerdings so heftig, daß sie fast über den verkohlten Balken gestürzt wäre, der dicht vor ihren Füßen lag.

Doch der brachte sie auf eine Idee.

Rasch bückte sie sich, packte den noch warmen Balken mit beiden Händen und hievte ihn hoch.

Sofort schlug sie zu. Jane hatte gar nicht richtig gezielt, sie wollte sich die Wölfin nur vom Leibe halten. Die wich dem Schlag geschickt aus und wollte Jane von der Seite her anfallen.

Die Detektivin vollführte einen gewaltigen Rundschlag, der sie fast von den eigenen Beinen riß. Wild sah sie aus. Das Gesicht verdreckt, das lange blonde Haar mit grauer Asche durchsetzt, doch in ihren Augen leuchtete nach wie vor ein ungebrochener Wille. Sie würde es durchstehen, so oder so.

Wieder hieb sie zu. Diesmal von oben nach unten, doch Lupina sprang zur Seite, und das Ende des Balkens wuchtete in den Boden.

Die Wölfin lachte.

Das Lachen verging ihr, denn Jane Collins wurde zu einer wahren Furie. Wie einen Speer, so rammte sie den Balken vor, und dieser Angriff kam so schnell, daß Lupina gar nicht mehr ausweichen konnte.

Sie kassierte den Treffer voll.

Die Wucht schleuderte sie zurück, sie knickte zusammen, ihr Gesicht verzerrte sich, Geifer sprühte über die Lippen, und ein weiterer Schritt brachte sie an den Rand des Feuers.

Die Wölfin trat mit den nackten Füßen in die Glut.

Sie heulte auf.

Schmerzgepeinigt, verzweifelt, gequält. Jane Collins lief eine Gänsehaut über den Rücken, und am liebsten hätte sie sich die Ohren zugehalten, aber sie fightete weiter.

Lupina mußte sterben.

Jane ließ den Balken fallen und suchte das Kreuz.

Es lag ganz in der Nähe.

Die Detektivin riß es vom Boden hoch, und auch Lupina sah dies.

Plötzlich vergaß sie ihre Schmerzen, sie dachte daran, daß dieses Kreuz für sie tödlich sein konnte, und es gab für sie nur noch eine Alternative.

Flucht!

Ja, sie floh. Sie sprang mit grotesken Sätzen aus dem Feuer, wollte dieser Collins entkommen.

Jane schnitt ihr den Weg ab.

»Jetzt habe ich dich, du Bestie!« kreischte sie und hielt Lupina das

Kruzifix entgegen.

Das sah auch der letzte Werwolf. Er war zwar schwer angeschlagen, aber er hatte Zeit gehabt, sich wieder zu erholen. Und er wußte Lupina, die er immer noch verehrte, in großer Gefahr.

Langsam stemmte er sich hoch.

Das geschah hinter Janes Rücken. Die Detektivin rechnete überhaupt nicht mit einer Gefahr von dieser Seite.

Doch sie kam.

Schritt für Schritt näherte sich die gefährliche Gestalt der ahnungslosen Jane.

Auch Lupina war stehengeblieben. Sie konnte an Jane vorbeischauen und sah den Werwolf.

Triumph flackerte in ihren Augen.

Jane atmete schnell und keuchend. »Jetzt bist du dran, Bestie!« schrie sie. »Ich werde dich töten! Ich schicke dich dahin, wo du hingehörst! In die Hölle!«

Das hielt Lupina nicht mehr aus. »Schlag zu!« brüllte sie und meinte damit den letzten Werwolf.

Jane reagierte reflexhaft. Ihre Nerven standen sowieso unter Hochspannung.

Sie wirbelte herum.

Genau in dem Augenblick, als der Werwolf zuschlug. Da Jane das Kreuz hoch hielt und der Werwolf die Bewegung nicht mehr stoppen konnte, hämmerte er beide Pranken gegen das geweihte Silber.

Es war der Untergang.

Plötzlich umkrampften seine Tatzen das Kreuz. Sie schienen daran festgeleimt zu sein. Wenigstens schaffte er es nicht, sie zu lösen.

Er sank in die Knie.

Das Kreuz spielte seine Macht voll aus. Es zerstörte das unheilige Leben des Werwolfs.

Sein Fell wurde stumpf, grau und brüchig.

Die Bestie starb.

Jane aber trat zurück. Sie drehte sich um, suchte nach Lupina, doch die war verschwunden. Sie hatte wirklich die Gunst der Sekunde genutzt. Da wurde Jane abgelenkt. Und was sie sah, erfüllte sie mit Grauen…

***

Auch ich hörte Lupinas Schrei.

Und er wirkte auf mich wie ein Signal. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, meine Bewegungen schienen einzufrieren, das Fell auf meinem Rücken sträubte sich.

Lupina hatte geschrien.

Meine Lupina!

Sie befand sich in Gefahr. Für einen Moment war Myxin unter mir vergessen. Ich drehte den Kopf und schaute zur Lichtung hin, wo der Schrei aufgeklungen war.

Dort sah ich sie im Feuer stehen, und den anderen Werwolf, der das Kreuz umklammert hielt und daran buchstäblich verbrannte.

Das war zuviel.

Ich wollte hoch, doch in diesem Augenblick tauchten zwei Schatten aus dem Dunkel des Waldes auf.

Suko und Bill!

Ich sah sie, Myxin sah sie, und der kleine Magier schrie nur einen Satz.

»Das ist John!«

Am schnellsten reagierte Suko. Plötzlich stand er neben mir und ich spürte die kalte Mündung der Waffe an meiner Stirn. Auch Bill hielt eine Pistole in der Hand. Sie deutete ebenfalls auf mich.

Ich erstarrte.

»Und jetzt komm vorsichtig hoch, John!« flüsterte mir Suko ins Ohr. »Aber ganz vorsichtig, denn ich möchte nicht, daß uns etwas passiert!«

Ich gehorchte.

Suko trat behutsam zurück, brachte zwischen mir und sich soviel Distanz, wie nötig war.

Auch Myxin stand auf.

»Hast du eine Waffe?« fragte ihn Bill.

»Nein, ich brauche auch keine.« Er ging an mir vorbei und stellte sich neben Suko.

»Dreh dich um!« forderte der Chinese mich auf. »Und dann geh auf die Lichtung!«

Ich kam der Aufforderung nach, denn geweihtes Silber war für mich als Werwolf absolut tödlich. Ich betrat die Lichtung, auf der nur noch eine Person stand.

Jane Collins.

Lupina war verschwunden.

Ich suchte sie. Wo konnte sie nur stecken? War sie geflüchtet?

Hatte sie sich versteckt?

Jane schaute mich an. Sie hielt noch das Kreuz mit beiden Händen fest. Mein Kreuz.

Und dann ihr Blick.

Verzweifelt, quälend, von Tränen umflort. Er wäre mir normalerweise unter die Haut gegangen, aber hier – hier ließ er mich völlig kalt. Sie war eine Fremde für mich.

Meine eigenen Freunde bedrohten mich mit ihren Waffen. Ich war eingekreist, konnte nicht weg. Aber ich war auch nicht mehr John Sinclair, sondern eine Bestie, ein Werwolf.

»John!« flüsterte Jane. »Sag, John, bist du es wirklich. Bist du diese

Bestie?«

»Ja«, knurrte ich. »Ich bin es. Und ich will zu ihr.«

»Sie ist geflohen!«

Da hatte ich die Bestätigung. Lupina war weg. In mir brach eine Welt zusammen, sie hatte mich im Stich gelassen. Lupina, auf die ich mich so verlassen hatte.

»Nein.« Ich schüttelte meinen Schädel. »Nein, das ist nicht wahr. Sag, daß es nicht wahr ist!«

»Doch, es ist wahr!« sagte Bill Conolly laut. »Und du, John, wirst mit uns kommen?«

»Nein.«

»Doch!«

Ich schaute Bill an. Er war für mich ein Fremder. Ich wollte mit ihm nichts zu tun haben. Er und auch die anderen wollten mich töten. Sie waren meine Feinde. Freunde hatte ich woanders.

»Ist das dein letztes Wort?« fragte Bill.

»Ja, das ist es. Ihr könnt schießen!« Und dann stürmte ich los. Ich sprang Bill Conolly aus dem Stand an, wollte ihn niederschlagen und vernahm in meinem Rücken Sukos gellende Stimme.

»Nicht schießen! Nicht schießen!«

Ich prallte gegen Bill, wuchtete ihn zu Boden, riß ihm mit einem Schlag das Hemd auf und hatte freie Bahn.

Der Wald lockte mich. Dort wollte ich verschwinden, im Dunkel untertauchen, wo mich niemand mehr finden konnte.

Doch da war noch Suko.

Ich sah schon dicht vor mir die ersten Bäume auftauchen, als der Chinese sich abstieß.

Mit beiden Beinen zuerst sprang er mir ins Kreuz. Es war ein ungeheurer Schlag. Ich wurde nach vorn katapultiert und prallte mit dem Gesicht zuerst gegen den Stamm.

Für Sekunden war ich außer Gefecht.

Und plötzlich waren sie über mir.

Ich kämpfte wie ein Berserker, doch es gelang mir nicht, gegen sie anzukommen.

Jemand riß mir die Hände auf den Rücken. Ich spürte plötzlich etwas Kaltes an den Gelenken, hörte ein klackendes Geräusch und wußte, daß Handschellen zugeschnappt waren.

Dann nahmen sie sich die Füße vor.

Mit Gewalt brachen sie meinen Widerstand, bis ich gefesselt vor ihnen lag.

Aufatmend traten sie zurück und schauten mich an, der ich am Boden lag und verbissen die Zähne zusammenpreßte.

Ich hielt ihren Blicken stand. Ich versuchte, in meinen das alles hineinzulegen, was ich für diese Leute empfand.

Haß, Abscheu, Verachtung.
Sie mußten irgend etwas spüren, wenigstens Jane Collins, denn sie trat zurück und schüttelte sich, als hätte ihr jemand Eiswürfel über den Rücken geworfen.
Auch Bill schüttelte den Kopf. Er konnte nicht begreifen, ebenso wie Suko. Sie waren meine Freunde, doch ich hatte mich von ihnen abgewandt, sie aber hielten zu mir.
Sollte ich Dankbarkeit empfinden? Nein, wirklich nicht. Nur Haß, Widerwillen und Abscheu.
Ich zerrte an meinen Handfesseln. Doch die bestanden aus bestem Stahl, ich bekam sie nicht los.
»Es hat keinen Zweck«, sagte Bill schließlich, und er wischte sich dabei über die Augen. »Wir müssen ihn nach London schaffen.«
»Und dann?« fragte Jane Collins mit zitternder Stimme.
Ja, was kam dann?
Niemand wußte eine Antwort.

***

Sie hatte es geschafft.
Lupina war entkommen.
Das nur interessierte sie. Was mit den anderen geschah, war ihr egal. Auch mit diesem Sinclair. Sie hatte ihn sowieso nur ausnutzen wollen. Hauptsache, sie schaffte es.
Und sie wußte auch, wohin sie laufen wollte.
Mit langen Schritten hetzte sie über eine freie Weidefläche. Ihr Haar flatterte wie eine Fahne hinter ihr her, die Schritte waren raumgreifend.
Am Himmel stand ein voller Mond und schickte sein gespenstisch anmutendes Licht auf die einsame Gestalt.
Meile für Meile lief sie. Dann erreichte sie das Ufer eines Flusses.
In der Nähe führte eine Eisenbahnbrücke über das Wasser.
Der Morgennebel wurde dichter. Wie ein grauer Kranz lag er über den weiten Wiesen und Weiden. Einmal donnerte ein Zug über die Brücke. Das Vibrieren war bis am Ufer zu spüren.
Lupina verkroch sich in ein Gebüsch. Sie fror plötzlich. Und sie hatte Angst, daß man sie vergessen könnte.
Doch das war nicht der Fall. Als die Dunkelheit schon langsam vom heranbrechenden Tag abgelöst wurde, vernahm sie ein Knattern in der Luft.
Sie kamen, sie hatten sie nicht vergessen.
Lupina verließ das Gebüsch.
Dann schwebte aus dem Grau der Nebelsuppe ein gewaltiger Schatten, blieb dicht über dem Boden in der Luft stehen und setzte langsam zur Landung an.

Zwei Gestalten verließen den Hubschrauber.
Dr. Tod und Mr. Mondo.
»Wo ist Sinclair?« fragte Solo Morasso zur Begrüßung.
»Weg!«
»Was?«
»Ja, er ist verschwunden. Ich habe ihn nicht halten können.«
»Verdammt!« fluchte Morasso.
»Aber er ist ein Werwolf«, lachte Lupina.
»Wird er es bleiben?«
Lupina hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Es ist ja nicht so, als wäre er normal gebissen worden. Das Serum wird irgendwann vom Körper abgebaut werden, und da könnte er wieder normal werden.«
»Oder durch einen Blutaustausch«, sagte Mr. Mondo.
Dr. Tod stampfte mit dem Fuß auf. »Gebe der Teufel, daß die anderen nicht auf die Idee kommen.« Er funkelte Mondo an. »Eins sage ich Ihnen. Wenn ich ihn noch einmal so in die Hände gespielt bekomme, dann werde ich ihn erschießen, und keine Experimente mehr machen. Ich hätte ihn Lady X überlassen sollen.« Dann winkte er Lupina zu.
Die Wölfin stieg ein.
Und Dr. Tod hatte ein neues Mitglied seiner Mordliga gefunden.
Das vierte.
Jetzt fehlten noch zwei, um zum großen Schlag auszuholen.
Daran dachte der Verbrecher, als der Hubschrauber langsam in die Höhe stieg und von den grauen Wolken verschluckt wurde…

***

Die Station war hermetisch abgeriegelt worden. Niemand durfte hinein. Außer Bill Conolly, Suko, Jane, Myxin und Sir Powell. Auch er hatte sich dazugesellt.
Und all die Menschen zitterten um einen Mann.
Um mich!
Ich lag unter einem Sauerstoffzelt und war an zahlreiche Maschinen und Überwachungsgeräte angeschlossen.
Mein Blut wurde ausgetauscht. Auf diese Möglichkeit hatte ein Arzt hingewiesen, mit dem Sir James Powell gesprochen hatte.
Würde es klappen?
Sie hockten auf einer langen Wartebank. Selbst Sheila und Shao waren gekommen. Die beiden Frauen hatten Proviant mitgebracht.
Alle waren dankbar, schlürften den heißen Tee und aßen die Sandwiches.
Sechs Uhr morgens!
In der Klinik lief längst der Hochbetrieb. Hier in diesem Trakt merkte man nichts davon.

Zwei Ärzte überwachten den Patienten. Noch hatte den Freunden niemand Auskunft gegeben.

Bill flüsterte mit Sir James Powell, der seltsam fahl im Gesicht aussah und eine Magentablette nach der anderen kaute, wobei er von seinem kohlensäurefreien Wasser trank.

Dann kam der Arzt.

Sein Gesicht war unbewegt. Man konnte den Zügen nichts entnehmen. »Wer ist für Mr. Sinclair zuständig?« fragte er.

Alle schauten sich gegenseitig an. Bis auf Sir James Powell. Er erhob sich, zupfte seinen Mantel zurecht und ging mit dem Arzt einige Schritte zur Seite, wo sie flüsternd berieten.

Die anderen verstanden nichts.

Bis Sir James Jane Collins herbeiwinkte. »Miß Collins, kommen Sie, und nehmen Sie das Kreuz mit.«

Jane stand auf. Ihr Gesicht schien eingefroren zu sein, als sie mit dem Arzt und Sir James Powell das Krankenzimmer betrat.

Man hatte die Rollos vorgezogen. Die Morgensonne fiel nur durch ein paar Spalte.

Im Bett lag – ein Mensch.

Ein normaler Mensch.

Bleich im Gesicht, aber er lebte.

»Darf ich?« fragte Jane und spürte in ihrer Kehle plötzlich ein Würgen.

»Bitte«, sagte der Arzt.

Jane Collins trat an das Bett. Sie beugte sich über mich, nahm das Kreuz, legte es mir auf die Brust, und im selben Augenblick schlug ich die Augen auf.

Unsere Blicke trafen sich.

»John!« Ein Schrei, in dem sich Freude und endlich gelöste Spannung mischten.

Dann fielen wir uns in die Arme und merkten nicht, daß Suko, Bill, Shao und Sheila das Zimmer betraten.

Nur Myxin zog sich klammheimlich zurück. Und auch auf dem Gesicht des kleinen Magiers lag ein zufriedenes Lächeln…

ENDE des Zweiteilers